

SPIEGELBLATT

Nr. 44

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1904

Die Hanna.

Von J. J. David.

(Fortsetzung.)

Petersilka erzählte weiter: Und wieder ein andermal, wie ich der Hanna zum erstenmal die Hand geb', so wird sie mir wieder so rot und lässt sie mir lang und wie sie dann geht, so hält sie die Hand immer wieder und wie wundernd vor die Augen und versteht sie in der Schärze, wie sie ihre Mutter trifft.

„Das sind so Eigenheiten. Ein jeder hat sie an sich und man soll nicht an sie rütteln, weil man sonst an ihn selber rüttelt. Und sie kommen bei ihr, ganz unversehens und ganz wie notwendig; und man kann sich sehr bald nichts wegdenken von ihr und empfindet sie als eine Abgeschlossene. Das gibt eine fonderbare Beruhigung, mit der man sich freut und von der man immer mehr seinen Anteil haben und genießen möchte. Man gewöhnt sie sich an.

„Ober — es ist sehr mild und frühzeitig sommerlich geworden. Und es war ein Abend, wo die Jugend ausschwärmt durch das Dunkel. Und der Mond steigt auf und mich treibt es zu, der ich einsam war und mir keine Zweite gewusst hab'. Und da ist ein Wässerlein und ich hör' der Hanna ihre traurige Stimme. Ganz allein sitzt sie da, verborgen von den alten, sehr verhornten Weiden, die da zusammenstehen, und sie singt vor sich hin und zwar nichts, nur Kinderlieder, und ihr Gesicht ist im Schatten und nur die Augen leuchten vor. Und ich nehme ihre Hand und sie rückt zu und sie lässt sie mir. Der Mond steigt höher und höher; es sind Nestlinge im dunklen Wasser, manchmal wie silberne Schlüsselchen oder als hätte man Lauter weiße, glitzernde und unruhige Schuppen darüber hingestreut, und es atmet manchmal durch die Nacht, wie ein recht müder und ruhender Mensch aufschaukt, und der Himmel steht sehr hoch und schwarz über uns. Es war uns gar nicht zum reden; sie singt nur weiter und ich horche und uns fröstelt beide mit dem Frost, wovor sich eines beim anderen schützen möchte, und wir fühlen uns sehr einsam, wie wir heimgehen, und überall um uns sind sie zu Paaren . . .

„Dann haben wir uns einmal in einem Buch- wetzenfeld getroffen. Das hat eben geblüht und

ich hab's probieren wollen, ob das nicht heraus zu kriegen ist. Das ist gar nicht leicht. Denn seine Farbe ist sehr zart und dennoch bestimmt, und die Stengel haben etwas Starres an sich. Man denkt an Teppichmuster davor. Der Tag war so sehr heiß und es ging zu Mittag und kein Mensch war auf den Feldern; aber die Biene haben geschwärmt in Unzahl und mit dem hastigen und tieferen Summen, wie sie es an sich haben, wenn es bald gewittern will. Und ich sehe sie an und sie wird rot. Und ich ziehe sie an mich, weil ich muß, und kisse sie auf den Mund und sie hält still und tut die Augen zu und atmet sehr tief und sonderbar ruhig, wie eines, das so einschlafen möchte. Dann zuckt sie schmerhaft zusammen. Und erst wie wir gehen, und von überalther war ein Mittagsläuten und verweht sich mit dem vielen Gejamm um uns, erst da merk' ich: ihre Hand schwitzt an. Eine Biene hat sie darein gestochen und sie hat keinen Nucker getan, trotz des Schmerzes. So eigen war sie aber in allem, meine Hanna, in allem, kann ich Dir sagen.

„Dann hat sie mir ihre Liebe gegeben. Ohne daß wir einmal davon gesprochen haben, wir hätten uns lieb, oder wie das einmal mit uns werden will. Es war eben ihre Zeit gekommen und der Mann war da, zu dem sie gehört hat. Und wir waren miteinander sehr glücklich und haben Monate gehabt, wie man sie nicht oft erlebt, wenn einem auf der Welt auch alles Glück beschieden und vergönnt ist. Denn wir waren sehr jung und wir haben einander sehr gern und immer lieber gehabt.

„Und sie war vollkommen ohne Wunsch. Nicht einmal gewußt hat sie, was sie sich verlangen soll, wenn ich einmal angefangen hab', ich möcht' ihr was schenken. Mit mir aber ist es täglich anders geworden. Denn der Künstler ist in mir aufgewacht mit seiner ganzen, großen und nicht zu bändigenden Sehnsucht. Ich habe eine Geliebte gehabt, wie man sie sich nur wißlichen kann. Voll Hingabe und Güte und Bescheidenheit, immer zärtlich



Harzer Kuhhirt.

Bronzestatue von G. Wolters.

nach ihrer Art. Aber mir ist das nicht genug gewesen und immer wieder erschienen. Denn ich habe immer schärfer geglaubt, sie ist das, was ich brauche, wenn ich in meiner Kunst der werden soll, der ich sein könnte.

„Und nun war sie in aller ihrer Liebe und Hingabe von einer Schamhaftigkeit und Neuschäkeit, die sich nicht besagen lässt. Durchaus Weib und dennoch ein Mädchen voll angestlichen Schamens.

„Wie ich ihr zuerst erklärt hab', was ich von ihr wollen möchte, da ist sie ganz rot geworden, hat mir den Mund zugehalten, so ganz allein wie wir waren, und mit dem Kopf hat sie geschüttelt, ohne allen Zorn aber so, daß ich gesehen habe, daß frässt sie im tiefsten Herzen.

„Nebenhaupt — was lieben wir am Weib am meisten? Was reizt uns? Seine Schamhaftigkeit. Und eben das zerstören wir sonst durch unsere Liebe. Hier ist es geblieben. Und dennoch hab' ich's immer wieder probiert, und immer ohne Erfolg. Und weil ich gemeint hab', sie müßte mich doch endlich verstehen lernen und daß es nicht Renglerde ist, sondern etwas Höheres, daß es um mich selber geht und um meine ganze Kunst, so hat das mich geärgert und ich hab' von Eigensinn gesprochen und von Bauerndummheit, die nichts versteht, was weiter reicht, als die eigene Nase — bei ihr also schon gar nicht weit.

„Sie hat mich schelten lassen ohne ein Wort der Entgegnung. Nebenhaupt — sie war nicht zornig zu machen. Und das hat mich auch geärgert und ich hab's für Stumpfheit genommen. Nur etwas Angestliches hat sie dabei in den Augen gehabt, so wie es nämlich Kinder haben, wenn sie etwas schlecht machen und versehnen und sie wissen nicht wieso und führen sich, sie werden es das nächste Mal wieder versetzen.

„Aber los können hab' ich nicht mehr von ihr. Ich hab' es nicht einmal gewünscht oder daran gedacht. Und man hat so manchmal ein Gefühl, als wär' ein Mensch ein Schloß für einen und das ist dann immer richtig und wir sollen nur nicht alliger sein wollen als das, was da aus uns spricht, und es nehmen, wie es ist und mit einer geheimen Stimme flüstert in uns, aber wir zerreißen die Fäden, mit denen uns vielleicht unser gutes Glück umspinnen, einfangen und an eben dieser gewissen Stelle festhaften wollte. Sagen, wie das ist, läßt sich das durchaus nicht. Das muß man spüren und bescheiden hinnehmen.

„Je weniger die Hanka sonst aber zu wienschen übrig gelassen hat, desto mehr hat mich dieses eine Verlangen gewarnt und gepeinigt. Ich habe sie damit drangsaliert und jede gute Stunde, die man hätte genießen können, hab' ich uns zerstört. Ohne jeden Nutzen. Ich habe geschmolzt und bin ihr ausgewichen. Sie war sehr traurig und hilflos. Ich habe sie gerufen und sie ist wieder gekommen — gottlob und leider Gottes ganz die Alte. Und ich hab' mir gedacht, sie wird mich begreifen, sie muß es und aus freien Stücken überdies, sonst ist es nichts; und vor diesem Gedanken, der nicht wirklich werden will, bin ich immer stürziger und zerfahrener geworden.

„Dann hab' ich mir gedacht: gewöhnt man einander, ist man erst immer zusammen, so wird das ganz natürlich und ohne vieles Reden anders. Und weil ich sie doch von gauzem Herzen lieb gehabt hab' und weil man sich sonst wahrhaftig kein besser Weib wienschen oder erwünschen konnte, und weil ich gespürt hab', alles in mir ist nicht für die Stadt, vielmehr fürs Dorf und nur da kann ich was Rechtes und aus mir herauswerden, und weil man da eine braucht, die höher gehört und über alles Bescheid weiß und keine Städterin, die sich immer verbaut fühlen möchte und als das Opferlamm, und weil man alt genug dafür war und keine Sorgen zu fürchten hatte, so hab' ich sie halt gefragt, ob sie mich heiraten möchte. Sie hat mit dem Kopf geschüttelt: Florian, tu's lieber nicht! Es wär' ein Unglück!

„Und warum denn, Hanka?

„Kann ich nicht sagen, Florian. Aber mir kommt es so vor.“

„Ach was“ und ich zuckte die Achseln, „das ist nur so geredet. Ober hast mich nicht lieb?“

„Sie gibt keine Antwort. Nur angesehen hat sie mich sehr tief mit ihren schönen Augen und ihr blub darin die Tränen gestanden. Und sie nicht und hascht meine Hand und küss sie: „Du darfst nicht glauben, ich hab' nicht oft und oft selber daran gedacht. Und ich dank' Dir sehr, daß Du mir gesprochen hast davon. Gar sehr freut es mich, daß Du damit gekommen bist. Aber immer, wenn ich mir's vorgestellt hab', so hat es mir einen Stich gegeben in mir. Das darf nicht sein. So bin ich gut für Dich. Und so kann Dich keine lieber haben, wie ich. Aber anders wär's nicht gut. Ich bin zu dummi und zu eigenstündig für Dich.“

„Du eigenstündig? Du, Hanka?“ und ich muß lachen.

„Sie nickt sehr ernsthaft mit dem Kopf und flügert: „Nämlich, Du kennst mich nur noch nicht recht, Florian.“

„So, kenn ich Dich nicht?“ und ich will sie an mich ziehn.

„Sie wehrt sich und zählt her: „Sehr eigenstündig bin ich, Florian. Frag' mir die Mutter, und mir will nichts leicht in den Kopf — frag' den Herrn Lehrer, was ich mich gewarnt hab' in der Schule. Und ich bin verstöckt — dies weiß der Herr Käschet; denn ich begreife nicht einmal, daß ich mich versündigt hab'. Und was einmal in meinem Kopf drinnen ist, das will gar nie mehr heraus und es hilft kein Reden.“

„Und sonst bist Du nichts?“ und ich küss sie herzlich und übermäßtg.

„Sonst weiß ich nix.“

„Mein Bruder, wie ich's ihm erzählt hab', war sehr glücklich. Denn er hat das immer gewünscht, weil er gesehen hat, ich komme kaum mehr fort von zu Hause und, weil er mich und sie sehr gerne gehabt hat. Und eigentlich hat er sich's niemals anders vorgestellt. Und ihre Eltern haben natürlich auch nichts dagegen gehabt und zum Herbst haben wir eine große Hochzeit gemacht und gleich darauf ist die Hanka, wie sich's gehört, mit ihrer Mutter wallfahrten und bitten gegangen.

„Während sie fort waren, hab' ich allerhand angeordnet an unserer Uhrichtung. Sie war, wie sonst bei Bauernleuten; nur für viel Licht hab' ich gesorgt und was mir nicht gefallen hat, weil es den Raum verunsist oder nicht hübsch ist, das ist eben weggeblieben und anderes dazugekommen. Sehr wohl, sehr heimelig und freundlich hat's ausgesehen bei uns. Ein jeder, der gekommen ist, hat den Unterschied gemerkt und seiner konnte sagen, worin er eigentlich war.

„Und wie sie zurückgekommen ist, so hat sie freilich gestaunt. Aber sehr gefallen hat es ihr auch und sie hat sich zu Hause gefühlt und zurecht gefunden, sowie sie ihren Rosenkranz beim Weihbrunnenkesselchen an der Türe aufgehängt hat, und fängt mit einer ordentlichen Lust zu wirtschaften an. Und das hat sie verstanden, wie eine, ganz ohne Wesen und ohne Värm. Niemals konnte sie müßig sein und immer war sie ohne Einfertigkeit. Und überaus sauber auf sich und auf alles war sie und ich habe kaum verstanden, wie man in einem Haushalt gar so wenig Geld verbrauchen kann.“

„Ganz besonders war dieses merkwürdig an ihr, wie nämlich die Tiere an ihr gehangen sind. Da war keines, das sie nicht gekannt und in seiner Art auch begrüßt hat. Da war mein Spitz, den ich doch schon lange genug gehabt hab', noch dazu, wo wir zwei allein zusammen in den Besitztum gewesen waren, daß er, klug wie er ist, sich hätte merken können, zu wen daß er eigentlich gehört. Der ist ihr nicht von der Seite; überall hin ist er ihr nachgelaufen und hat gebettelt, damit sie ihm schön tut.“

„Es hat ja auch Verdrück gegeben. Wo denn nicht, wenn man miteinander leben muß? Aber er hat sich niemals gehalten. Immer hat sie eingeleucht, so geschickt, daß man nicht schmollen konnte; und sie hat sich wohl gedacht: er ist kurios, gut! Aber, er ist halt von einem anderen Geschäft, das ich nicht so ganz versteh', und er hat Rammen im

Kopf, die man nicht tören soll. Denn es wechs vielleicht über eine Zeit schöne Schmetterlinge da und da.“

„Hat sie Zeit gehabt, so hat sie mir gern geschenkt, wenn ich gezeichnet hab' oder radiert. Denn ich hab' immer neues probiert, weil mir der eine Kunst kann, der mindestens Bescheid weiß in einer was zu ihr gehört. Und weil ich zufriedener war, wie nicht seit langem, weil mir das neue Arbeit mir mich Spaß gemacht hat und ich froh war, endlich einen Menschen mir mich zu haben, der zu mir gehört und sich um alles kümmern muß, was mir angeht, so ist mir manches besser geraten und mir war recht wohl.“

„Etwas frag' ich sie: „Wünschest mir denn da zu helfen, Hanka?“

„Wünscht ich! Sehr gern, ganz hastig. Aber ich kann's doch nicht.“

„Wünschest Du schon,“ und ich seh sie elgen an. Sie wird rot und betrübt und läuft aus dem Blumen und ich hab' ihr wieder eine Zeit Ruhe gegeben, weil ich erkannt habe, sie will durchaus nichts darüber wissen.“

„Ich bin gern auf die Jagd gegangen. Es ist mir nicht um Schießen gewesen, trotz meiner sehr sicheren Hand. Aber mir hat das Herumsteigen in den lettigen Feldern Spaß gemacht; und die Nebelstimmungen, die alles so verzerrten und anschwellen lassen, hab' ich gern gehabt. Und nach Nieden hat es uns beide nicht viel verlangt. Sie hat doch ihre Eltern und ihre Verwandten gehabt und ich ganz in mir meine Gedanken und meine Pläne und ich hätt' niemals geglaubt, ich könnte noch einmal so allein werden, wie ich bin und bleiben muß.“

Er brach ab. Und es war eine große Müdigkeit an ihm und es zuckte in seinem Gesicht.

Ich fuhr auf: „Du erregst Dich zu sehr, Petersilla.“

Er nickte: „Gar sehr tu' ich's. Aber das macht nichts mehr. Jetzt geht's zum Ende. Und man will's hinter sich haben, hat man einmal angeschlagen davon.“

„Und ganz tonlos fuhr er fort.

„Also — sie halte ein Auge, so richtig, wie keines.“

„Verstanden hat sie ja nichts von den Sachen. Woher und wie denn? Die Heiligenbildchen, die der Herr Käschet schenkt, sind keine richtige Vorschule.“

„Das muß man ja doch auch lernen von altem Anbeginn. Aber, ob eine Linie gezogen war, wie sie sein soll und wie sie in der Natur ist, da kann man auf sie schwören können. Ich hab' mich manchmal geärgert und immer wieder hab' ich heran nach gesehen — sie hat recht und mich hat mein Gedächtnis eben für einen Narren gehabt.“

„Es ist auch geschehen, wenn wir etwas nicht zusammengegangen ist und ich hab' mich recht unwillig aufgeföhrt in meinem Born, weil man doch zwingen möchte, auch was schwer ist, daß sie das Richtige getroffen hat, wie es zu machen wäre, mit einem einzigen Wort, nur weil sie unbefangen war. Oder, daß sie sich schon gar keinen Mat gewusst hat und sie hat gesetzt: „Florian, Du mußt mir ja Kopfsweh kriegen vom Denken! Florian, wenn ich Dir helfen könnte!“

„Es fährt wieder aus mir herans: „Du willst doch nicht, Hanka!“

„Sie wird sehr traurig und zuckt zusammen, weil sie es erkennt, wie fest der Gedanken steckt in mir und daß ich immer wieder darauf komme. Sie entgegnet kein Wort, geht zu ihrer Arbeit und kommt Tage nicht zu meiner.“

„Dieses hätte sie nicht tun sollen. Denn das war nur geredet und mit Liebe hätte sie's vielleicht dem bösen Gedanken abgewonnen, der immer stärker in mir zu wühlen und zu graben angefangen hat.“

„Ohnedies — das weißt Du ja, der Winter ist eine schlimme Zeit für einen Künstler. Denn er braucht viel Licht und kann nicht arbeiten ohne das. Weiß er schon, was er will, so macht ihn das nichts. Dein was man eigentlich getroffen hat, das wird einem wieder geraten und Pausen müssen immer und überall sein.“

„Wenn man aber das Gefühl hat, man ist noch nicht darauf gekommen, was man eigentlich könnte, so ist das sehr böß und traurig. Denn von überall her erwartet man sich die Offenbarung und wird unwillig und voll Zorn gegen sich und alles, wenn sie nicht kommt. Und sie lässt sich einmal mit keinen Mitteln zwingen, und ich hab' mir oft gebacht, späterhin, wie alles vorüber war; das ist wie damals, wo Moses in seinem Gross und in seinem Zweifel gegen die Felsen geschlagen hat, es kommen die Haderwasser, von denen wir in der Theologie gelernt haben, und wer von ihuen trinkt, der muss des Todes sterben.“

„Ein jeden Einfall klammert mich sich, ob er einem nicht weiter helfen könnte. Und wovon ich mir viel versprochen habe, wie eine Offenbarung, dies habe ich Dir schon gesagt. Und so bin ich immer wieder darauf gekommen, nachdem man einmal davon angefangen hat. Gänzlich unverhofft ist mir mein Welt vorgekommen. Ich hab' über sie gespottet und hab' sie gequält und sie hat sich alles gefallen lassen und sich nicht mit einem Wort zu wehren gewusst. Aber nachgegeben hat sie mir auch nicht und ich hab' verstanden, was sie damals mit ihrem Eigentum gemeint hat. Nur sehr oft war sie in Tränen. Sie haben mich aber nur geärgert, denn das war zu nichts, rein zu nichts und verleiht einem nur das Leben, das mich so schon nicht gar sehr gefreut hat.“

„Und überdies ist mir eine neue Angst gekommen und hat mich sehr gequält und aufgeregzt.“

„Natürlich: so lang wir als ledige Leute einander lieb gehabt haben, so hab' ich mich niemals geärgert, es könnte was werden. Sie hat es auch nicht getan oder hat es mindestens nicht gezeigt. Vielleicht aus Frömmigkeit, weil doch nichts geschieht, was nicht sein soll, und soll etwas geschehen, so willt wieder kein Sorgen.“

„Zeigt aber hätte man damit rechnen müssen. Ja — man hat sich's im Grunde sehr gewünscht. Denn für die Dauer allein bleiben wollte man nicht. Wenn uns aber Gott nun ein Kind bescherte? Es war mindestens möglich, daß ... Ja, wie soll man das nur sagen? Aber weißt Du — es ist schon manche Frauenschönheit darüber verloren gegangen. Immer wird sie doch wenigstens für eine Zeit gestört und manchmal geht sie doch auch für immer weg. Und diese war mir unerlässlich und daß sie verschwinden soll, ohne daß mir ein Abbild bleibt von ihr, dieses hat sehr an mir gefressen und es war wie ein sibes Wollen und eine böse Absicht, die ich mir um sie doch gewiß nicht verdient hab.“

„Und dazu darf man von dem allen nicht einmal reden. Denn im Grunde fühlt man doch, wie roh das ist und wie schlecht und kann nichts dagegen tun.“

„Es ist erst nur ein Wunsch gewesen. Und dann ist es in mir zum Begehrn aufgewachsen, auf das man sich mehr und mehr verbeibt und verbrotzt und das gestillt werden muß, oder man geht zu Grunde daran.“

„Dass es vielleicht auch ein anderer Mensch ist, um den es geht, dieses fällt mir nicht ein. Denn man denkt an niemanden, nur an sich selbst und an das, was man für sich notwendig glaubt, wenn man erst an so etwas erkrankt ist.“

„Und es ist wie ein Zwang über allen Gedanken, daß man sie von diesem einen nicht wenden kann und daß keine Ablenkung nutzt: Und wie eine schwere Lähmung liegt es über allem Tun.“

„Und so bin ich denn immer läuniger geworden. Und ich hab' sie schief angesehen und habe spitzige Worte für sie gehabt seit ihrer Teilnahme. Zum Beispiel, wenn sie mich gefragt hat, warum mich die Arbeit nicht mehr freut und ob ich nicht lieber für eine Zeit verreisen möchte. Denn wir hatten Bestellungen genug und sie trugen schön.“

„Alles Mögliche hat sie getan, damit ich in gute Laune komme. Sehr lieb und herzlich war sie zu mir und weil man spielt, man verdient das eigentlich doch nicht, so beruhigt man sich, indem man die Schild auf das andere schiebt und sich denkt — aha, das schlechte Gewissen! Deshalb ist sie so zu dir.“

„Überhaupt — will ein Mensch dem Nebenmenschen eine Freude machen, so ist das immer einsach und man strengt sich nicht sehr an. Da will man die Absicht erraten haben und die Gemüthsart. Will er ihn aber quälen, dann hat man Einfälle — ganz erstaunliche Einfälle und man gibt sich Mühe und man wird ordentlich sinnreich und voll von Erfindungen. Das ist merkwürdig und man darf darüber nachdenken, wie eigentlich die Natur des Menschen geht.“

„Das war wie ein Kampf zwischen uns. Und mich hat es gesorent, daß sie darunter leidet und sich den Kopf zerbricht, warum denn das zwischen uns so geworden ist und in so kurzer Zeit. Weder gebetet hat sie mir aus sich heraus ist sie traurig geworden.“

„Und dann kommt ein Tag und ich denk' ihn wie heute und ich werde ihn nie vergessen.“

Er sah nach und seine Augen waren offen und schimmernd.

„Die Tage sind länger geworden. Denn es war nach Maria Lichtmess. Ein strenger Frost; viel Schnee ist gelegen und es war ein sehr kurzes, aber ein sehr kräftiges und günstiges Licht.“

„Ich bin sehr verblossen am Fenster gesessen und stiere heraus auf das flache Land und auf das große Hügeln, das in der Welt ist. Denn von jedem Schuehansen und von jedem überschneiten Dach ist es ausgängen, weil der Schnee trocken war und nicht gebaut, mit einer großen und hellen Klarheit. Und die Häuser sind niedriger erschienen wie sonst, und die Ebene war sehr weit und überspannt und die Berge näher und blendend und alles war gross, daß es dem Auge wehe tut.“

„Ich hab' meine Pfeife gerauht. Und einmal hab' ich ein Blätterblatt gespannt und mich dabei geärgert, weil mich eben alles verdrossen hat. Dann hab' ich mir eine große gründierte Leimwand aufgeschen, die da mit allem Zubehör hergerichtet war. Wozu denn aber? Ja — ich hätt' schon gewußt, was mir da darauf soll. Über dasir bestand gar keine Aussicht.“

(Schluß folgt.)

Die Elektrizität im Dienste der Landwirtschaft.

Von Rudolf Gerber.

So auch immer elektrischer Betrieb eingeführt wird, dürfte man nie versäumen, sich gleichzeitig die Vorteile der elektrischen Beleuchtung zu nutzen zu machen. In der Landwirtschaft kommt für diese Beleuchtungsart u. a. Ihre grosse Feuersicherheit sehr erwünscht. Auf einem modernen Gutshof findet man jetzt schon vielfach im Freien elektrische Bogenlampen, Nernst- und Glühlampen ihr helles Licht spenden. Auch im Innern der Arbeitsräume, der Wohnungen und der Ställe hat die Erhöhung mit Glühl- und Nernslampen in solchen zeitgemäß eingerichteten Betrieben die bisher meist gebräuchliche kleine Petroleumlampe verdrängt, ohne daß über diesen Wechsel irgend ein Mensch böse sein dürfte.

Eine vorurteilslose Betrachtung der gewöhnlichen ländlichen Viehzucht legt den Gedanken nahe, daß die Pflege der Tiere heutzutage nicht wenig unter der mangelhaften Beleuchtung der Ställe leidet. Wenn die Fütterung, das Melken und ähnliche Arbeiten bei ganz unzureichenden Beleuchtungen ausgeführt werden müssen, dann kann es nicht unbedenkt bleiben, daß hierbei häufig Nebelstände auftreten, die durch ausreichende Helligkeit schnell zu beseitigen sind. Elektrisch beleuchtete Ställe machen sich also auf modernen Gütern schon aus den eben angeführten Gesichtspunkten bezahlt. Es kommt noch hinzu, daß die Entdeckung und die Pflege erkrankter Tiere in Ställen, in denen durch einen einfachen Handgriff im Augenblick ausreichende Beleuchtung geschaffen werden kann, ebenfalls nicht wenig zur Hebung der Viehhaltung und zur

Vermehrung langwieriger Krankheiten, sowie auch zur Vermehrung von Tierverlusten durch den Tod beiträgt.

Bei manchen landwirtschaftlichen Anlagen, die elektrische Beleuchtung aufweisen, stellt man auch wohl für das Lichtbedürfnis eine besondere kleine Dynamomaschine mit Betrieb durch einen Benzimotor auf. Eine solche Anlage, die etwa drei Pferdestärken erfordert, kann bequem in irgend einer Ecke des Stellers usw. montiert werden, da sie wenig Raum beansprucht. Sie liefert eine verhältnismäßig kleine Akkumulatorenbatterie während des Tages und erfordert auch hierbei recht wenig Bedienung.

Man kann nun auch den elektrischen Strom zum Kochen und Heizen verwenden, indem man ihn dazu benutzt, den entsprechend eingerichteten Boden besonderer Kochgefäß zu erwärmen. Auf derartigen elektrischen Koch- und Heizapparaten kann natürlich genauso auf einem Kohlefeuer oder einem Gasfeuer jede Speise oder Hülle zum Kochen gebracht werden. Über diese Verwertung der elektrischen Energie ist bisher mehr für die Lohnbedürfnisse des „Herrenhauses“ jedes Gutes reserviert worden, sobald sie keine allgemeinere Bedeutung hat. Um aber ein übersichtliches Bild von den Verwertungsmöglichkeiten zu geben, müssten wir natürlich auch auf das elektrische Kochen und Heizen hinweisen. Besonders der elektrischen Heizkörper sei nur bemerkt, daß sie sehr leicht sind, so daß man sie bequem zu handhaben vermag. Diese Ofen lassen sich vorteilhaft der gesamten Zimmereinrichtung anpassen und werden dadurch, daß man sie mit einem der bekannten Steckkontakte mit der Leitung verbindet, in Betrieb gesetzt und in verhältnismäßig kurzer Zeit zur Wärmeabgabe gezwungen.

Der von der Dynamomaschine mit Hilfe des Transformators entnommene Strom setzt den Elektromotor in drehende Bewegung; diese Kraftquelle wird direkt oder durch Räder, Ketten usw. auf die Arbeitsmaschinen übertragen. Man kann die Einrichtungen so treffen, daß man für jede Arbeitsmaschine einen besonderen Motor vorstellt, so daß der Betrieb der einzelnen maschinellen Vorrichtungen vollkommen unabhängig voneinander ist und auch der Leerlauf von Transmissionen erspart wird.

Um den Kraftbedarf einer landwirtschaftlichen Maschinenanlage festzustellen, muß man damit rechnen, daß eine Milchschleuder etwa eine halbe bis eine Pferdestärke erfordert, daß Bandsäge und Schniede je zwei Pferdestärke verbrauchen, daß für Häckslermaschine und Schrotmühle zusammen fünf bis sechs Pferdestärken erforderlich sind, während für die Drehschleifmaschine fünf bis fünfzehn Pferdekräfte in Rechnung gestellt werden müssen. Damit man für diese Verhältnisse die zu erwartenden Betriebskosten und die Rentabilität einer Anlage einigermaßen überschlagen kann, pflegt man folgende mittlere Werte in Ansatz zu bringen: Die Gesamtkosten einer Pferdestärke betragen pro Stunde bei Tieren (Pferde usw.) etwa 40 bis 50 Pfennig; dagegen stellt sich die elektrische Pferdekraftstunde nur auf 10 bis 15 Pfennig. Daraus ergibt sich z. B., daß es in jedem einigermaßen zweckmäßig eingerichteten landwirtschaftlichen Betrieb eine Arbeitskraft- und Geldverschwendug ist, wenn man den Gepel noch von Tieren antreiben läßt, statt diese Arbeit dem Elektromotor zu übertragen, zumal der selbe infolge seiner gedrungenen Bauart wenig Raum einnimmt.

Das zur Viehzucht und Landwirtschaft in großen Mengen benötigte Wasser wird mit elektrisch betriebenen Pumpen und unter Verwendung von Rohrleitungen zu den Stellen des Verbrauches geleitet. Ist ein landwirtschaftlicher Betrieb groß genug, um den besonderen Antrieb von Schrotmühlen, Häckslermaschinen, Futterquetschen und Futtertschneidemaschinen als lohnend erscheinen zu lassen, so wird man diese Maschinen gleichzeitig arbeiten lassen. Unter anderen Umständen wird man besser verfahren, wenn man einen fahrbaren Elektromotor zum Antrieb der verschiedenen Vorrichtungen nacheinander verwendet, da

so die Anlagekosten geringer werden. Solch' ein fahrbarer Motor ist z. B. auch für die Schaffnur sehr am Platze. Diese Arbeit braucht nur in gewissen Zeitabständen bewirkt zu werden, so daß es dann immer leicht durchführbar ist, hierfür den transportablen Motor einige Tage zu reservieren.

Die Milchwirtschaft muß die elektrische Anlage durch den Betrieb der Zentrifugen, Separatoren, Untermaschinen und Unterknetvorrichtungen aus.

Im eigentlichen landwirtschaftlichen Betrieb treibt der Elektromotor die Dreschmaschine gewöhnlich in der Weise, daß er mit dieser in die Nähe zu verarbeitenden Getreides gebracht und mittels Utensilien antrieb verbunden wird. Das Aufstellen der beiden Vorrichtungen ist gewöhnlich in wenigen Minuten erledigt. Hierfür geeignete Elektromotoren sind meist auf einem Wagen montiert, der nach allen Seiten geschlossen ist. Will man zum Motor gelangen, so hat man nur nötig, die seitlichen Türen oder Klappen zu öffnen. Mit Hilfe dieser Einrichtungen wird denn schon jetzt vielfach das Getreide auf freiem Felde neben den Mieten ausgebrochen, und nur während des Regens wird dann diese Arbeit in den Scheinen erledigt. Da der Elektromotor nur ein- und ausschaltet zu werden braucht, so zeigt sich hier recht deutlich die Überlegenheit dieser technischen Errungenschaft gegenüber der Lokomobile, die während der gesamten Arbeitszeit eine Wartung durch einen sachverständigen Helfer oder Maschinenführer benötigt.

Die kräftigsten Motoren in der Landwirtschaft sind bei der Bodenbearbeitung erforderlich, da hier ein mehrschariger Pflug für Durchentiefen von 30 bis 40 Centimeter bewegt werden muss. Das Pflügen mit Pferden oder Ochsen rechnet man mit Durchentiefen von 20 bis 25 Centimeter. Über die bei schwerem Boden vorteilhaftere Tieftkultur liefert so gestiegerte Erträge, daß in solchen Fällen die größeren Umläufe bald wieder eingebrochen werden.

Das maschinelle Pflügen wird entweder nach dem Einmaschinen- oder nach dem Zweimaschinen-System bewirkt. Bei der ersterwähnten Methode wird der Pflug von einer Maschine gezogen, die auf der einen Seite des Feldes steht, während ihr gegenüber auf der anderen Seite des Feldes ein sogenannter Kükewagen steht, der dem als Zugübertragung benutzten Drahtseil die Führung gibt. Bei der Zweimaschinen-Methode steht auf jeder Seite des Feldes ein Motor, und der Pflug wird mit Hilfe von Seilen zwischen den beiden Maschinen hin- und hergezogen. Diese Arbeit, sowie auch die des Vorschubes nach jedem Durchzug wird von den Einrichtungen vollständig selbsttätig ausgeführt; die Bedienung erstreckt sich — nachdem einmal Anstellung und Anschluß bewirkt ist — auf die Betätigung von zwei Hebelsarmen, also auf eine Arbeit, die sehr schnell zu erlernen ist. Der eben erwähnte Anschluß geschieht in der Weise, daß von einer über das Feld geführten Freileitung der Strom mit Hilfe von Hängkontakte abgenommen wird. Diese Kontakte bestehen aus langen Stangen, die oben Messinghaken tragen, von denen isolierte Leitungen herunterführen. Die Freileitungen sind an den in Frage kommenden Tragmasten zu Kupferschienen geleitet, über welche dann die Kontaktstangen mit den gebogenen Messingenden gehängt werden. Die Geschwindigkeit des maschinellen Pflügens hängt von der Bodenbeschaffenheit ab.

Hat man also schwer zu bearbeitenden Boden, so wird man vielleicht 50 Pferdestärken hierfür aufwenden, während man unter günstigeren Verhältnissen nur 30 braucht. Die südlichen Länder sind darum für die maschinelle Bodenbearbeitung am besten geeignet, weil hier diese Tätigkeit auf längere Zeit infolge der günstigeren klimatischen Verhältnisse verteilt werden kann, so daß nur verhältnismäßig wenig Apparate und damit auch geringere Anlagenkapitalien für das Pflügen großer Strecken erforderlich sind.

Für den Transport der landwirtschaftlichen Produkte kommt die Elektrizität insofern in Betracht, als man auf modernen Gütern die Speicher mit Aufzügen ausstattet und außerdem für das Gutsland

Feldbahnen mit kleinen elektrischen Lokomotiven vorstellt.

Die meisten größeren landwirtschaftlichen Betriebe weisen Stellmachereien auf, in denen in unseren Tagen der Elektromotor Bandsägen, Kreissägen und Hobelmaschinen in Tätigkeit setzt. Transportable Holzquersägen ermöglichen ferner in der Waldbauwirtschaft gefällte Bäume schnell zu zerteilen, so daß auch hier an Menschenkraft und an Zeit gespart werden kann. Auch in der Schmiede kann der Elektromotor ähnlich wie in der Stellmacherei ausgenutzt werden.

Für die Lüftung von Räumen hat sich der Elektroventilator überall in kurzer Zeit als besonders zweckmäßig erwiesen, da er in einfachster Weise an jeden Glühlampenkontakt angeschlossen werden kann und heiße Räume angenehm kühlst. Sicher wird man in Zukunft auf die Ventilation der Ställe mehr Wert als bisher legen; auch davon dürfte besonders während der heißen Jahreszeit der Elektroventilator unfehlbar sein. Man hat nämlich festgestellt, daß Stalltiere durch Fliegen so sehr belästigt werden, daß sie nicht nur unruhig schlafen und somit nicht mit voller Frische zur Arbeit kommen, sondern auch infolge der durch die Unruhe bedingten Bewegungen bedeutend mehr Futter fressen, als wenn sie in Räumen, die von Fliegen im großen und ganzen frei sind, untergebracht werden. Da nun die Fliegen die Räume, in denen Ventilatoren laufen, zu mettern pflegen, so kann hier mit diesem bekannten Hilfsmittel ein für jeden landwirtschaftlichen Betrieb sehr erwünschter und verhältnismäßig sehr wohlfühler Effekt erreicht werden.

Die Elektrizität vermag also im Dienste der Landwirtschaft in jeder Weise mit großen Vorteilen angewendet zu werden; sie verbessert die Produktionskosten und steigert die Ergiebigkeit, so daß in absehbarer Zeit auch auf dem Lande die anstrengendsten Arbeiten nicht mehr von Menschen, sondern von den eisernen Sklaven „Maschinen“ geleistet werden dürfen. —

Im Rhonefel.

Eine Sommerfahrt.

Von Ludwig Lessen.

Sinter dem alten Calvinernest Genf hat sich die Rhone schon zu einem städtischen Strom gebreitet. Weiden umbuschen ihre Ufer und in zahllosen Windungen rollt sie ihre blaugrünen Wasser bald durch tiefe Felsenschluchten, bald durch leicht sich wellendes Gelände. Zu ihrer Linken leuchten im Hintergrunde noch immer die Schneeriesen der savoyischen Alpen. Unter Brücken und Bahnviadukten schaut sie dahin: ein tiefgrünes Band inmitten goldgrüner Auen, oder eine silberne Schuppenkette zwischen düster drehüblichen Felshängen.

Bei Bellegarde ist die Grenze, Zollrevision. Die Leute sind höflich; sie geben sich mit der Versicherung zufrieden, daß man nichts Zollpflichtiges mit sich führe. Sogar das Anssteigen aus dem Eisenbahnwagen ersparen sie einem; sie kommen, die Hand am Mützenschirm, selbst in die Compagnie, Nachfrage zu halten.

Der Zollrevision halber hat der Zug längeren Aufenthalt. Ein paar Schritte in der frischen Morgenluft tuen gut. Man glaubt in einem Felsenkessel zu stehen. Im Osten das eisgekrönte Gebirgsmassiv der Centralalpen, im Süden Savoie's wolkenumgürtete Höhen, im Norden die Berge des französischen Jura, das Uhrmacher- und Ziegengebirge, wie hier der Volksmund, Land und Leute kennzeichnen, sagt; nur gen Westen eine Senkung. Noch kein Tal, denn noch immer wachsen Berge am Horizont blau verdämmernd empor. Aber nach dieser Himmelsrichtung hin hat sich die Rhone ihr Bett gewühlt. Den Bergen ausweichend nimmt sie ihren tausendfach gekrümmten Weg erst nach Westen, dann nach Süden, dann nach Nordwesten, dann nach

Südwesten, dann wieder nach Westen und schließlich bei Lyon, endgültig nach Silden.

Bei Goloz verläßt die Bahn das Bett der Rhone. Strom und Berge bleben im Silden liegen; die Felsmassen schrumpfen zusätzliche zusammen. Bei Ambérieu sind aus den Bergriesen bereits Berge geworden, und sobald der Schleuenweg den Ain, einen rechtsseitigen Nebenfluss der Rhone, überquert, steigt das Land zu beiden Seiten der Bahn kaum noch in haushohen Hügeln an. Das sanfte, flache Gelände der Bresse dehnt sich gegen Norden, und fast glatt wie eine Ebene gleitet nach im Silden die Landschaft vorüber.

Etwa dasselbe Bild, das die Oberebene bietet: Hüttengutsfelder, Obstbaum und Steine, wo die Bodenwelle das Land durchzieht. An den Stationen — Flecken und Dörfer oder ganz kleine Städte — ein paar Bierhändler, ein paar verbroffen dienstliche Bäuerlein in ihren blauen, heimatlichen Blusen, die lose über Weste und Hose fallen.

Der Zug zuckt von Ort zu Ort, von Städten zu Städten. Wald aber wird das Bild anders; die einsteigenden Passagiere bekommen etwas Städtisches. Dort hinten recken sich auch schon ein paar Schlote empor, und die Schlote vermehren sich. Wohl hält der Zug noch alle fünf Minuten, allein die Ortschaften, an denen wir vorübergleiten, haben keinen Anfang und kein Ende mehr; sie gehen ineinander über. Eine einzige Meilenstraße ziehen sie sich zu beiden Seiten des Bahndamms entlang.

Und dort ist auch wieder der Rhonefluss. Was ist er für ein breiter, mächtiger Strom geworden! Vom Westen her grüßt der mäßige, von blauen Nebeln und dämmerte Gebirgsstock des Joux. Ein Wald von Schlotten, ein Meer von Dächern rückt näher und näher. Auf weitgewölbten Baudämmen überfliegt unser Zug die Vorstadtstraßen Lyons.

*

Lyons ist Frankreichs zweitgrößte Stadt. Der Rhonestrom erhält hier seinen mächtigsten Zufluß, die Saône, die an Länge, Breite und Wasserrichtung es mit dem bisherigen Lauf des Hauptflusses gut aufnehmen kann. Beide Ströme messen kurz vor ihrem Zusammenfluß, der am Südrande Lyons stattfindet, reichlich je 200 Meter Breite. Sie unterscheiden sich in Farbe und Lebhaftigkeit: die reizende Rhone ist dunkelblau, die mattre Saône ist schmutzig-grün.

Man muß einen alten und einen neuen Stadtteil in Lyon unterscheiden. Die alte Stadt mit ihren schmalen, windigen Straßen ist auf der Halbinsel erbaut, die Rhone und Saône vor ihrem Zusammenfluß bilden. Die neue Stadt, mit breiten, sich rechtwinklig schneidendem Straßenzügen, liegt auf dem linken Ufer der Rhone. Ein kleinerer, nur wenig bebauter Stadtteil zieht sich die Höhenzüge auf dem rechten Saône-Ufer entlang. Hier und im ganzen Norden der Stadt ist das eigentliche Arbeiterviertel.

Durch breite Boulevards, über weite, mit geschmackvollen, gärtnerischen Anlagen geschmückte Plätze laufen die elektrischen, rumpli die Omnibusse, peitschen die Droschkenfutscher ihre Pferde. Lyon ist Großstadt, moderne Großstadt. In vielem erinnert es an Paris, und hat doch ein eigenes Gepräge. Dieser innersten Stadt haftet noch etwas stark mittelalterliches an. Da sind noch ganze Straßen, die eine Apothekenkolonie repräsentieren: Hans neben Hans eine Apotheke. Und jede Apotheke unter ihrem Firmenschild ein anderes Ungetüm als Wahrzeichen. Da sieht man aus Holz geschnitten oder aus Metall gegossen ein Einhorn, einen Steinbock, einen Drachen, einen Elefanten, einen Bären usw. Auch die Wäscherinnen haben eine ganze Straße der inneren Stadt, in der Hans neben Hans ein farbiges Fähnchen, das Wahrzeichen der Wäscherinnen, flattert.

Hier im Zentrum Lyons zeigen die schweren Hansfüren der schmutzigen, baufälligen Häuschen herrliche Holzschnitzereien; die Türklopfer sind mitunter Prachtstücke der Kunstschniederei. Hinter der Tür aber gähnt eine finstere Höhle; wenig angenehme Han-

Anzeigen-Beilage für das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt“.

Nr. 44

Für den Annoncenstell des „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich.
Zweckige Anzeigen-Annahme durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro besetztem Nonpareille-Seite oder deren Raum A. 1,50.

1904



Romontoir-Uhren, garantiert gutes Werk, 9 Klubs, schönes, starkes Gehäuse, deutscher Meisterstempel, 2 edle Golddrähte, Emaille-Gitterblatt, Mk. 10,50. Dieselbe mit 2 echt silbernen Napfeln, 10 Klubs Mk. 15. Schlechte Ware führe ich nicht. Meine sämtlichen Uhren sind wirklich gut abgezogen und genau reguliert; ich gebe daher reelle 2-jährige schriftliche Garantie. Verlangt gegen Nachnahme oder Postentgeltung, Umtausch gehalten über Geld sofort zurück, somit Bestellungen bei mir ohne jedes Risiko. Reich illustrierte Preisliste. Über alle Sorten Uhren, Ketten und Goldwaren gratis und franko.

S. Kretschmer, Uhren, Ketten und Goldwaren, En gros Berlin 415. Neue Königstraße 4. Reelle und wirklich billige Bezugssquelle für Uhrmacher und Wiederverkäufer.



Gebärseife sind nicht besser aber teurer als meine Gebärseifen, Marke „Gebär“ in Salonsellen in silbergrau oder weiß, tadellos gegerbt nur A. 7,50, 2 Stk. frk. Vorleger A. 4-6. Prospekte gratis. W. Helno, Ullzumühle 63 bei Schneerdingen, Ullnburger Seite.



Unerreicht laut spielend. Original-Hartgusswalzen pro Stück 120 A. la. Künstlerwalzen pro Stück 75 A. Neubspiele alter Walzen pr. St. 50 A. Illustrierte Preisliste gratis u. franko. Viele Anerkennungen. R. Pleitschmann, Berlin 57, Potsdamerstr. 77. P.

Buch über die Ehe mit 20 Abbild. von Dr. Retau A. 1,00. Vollständiger Ratgeber für Eheleute mit 60 Abbild. von Dr. Herzog A. 1,00. Beide Bücher zusammen A. 2,70 franko. L. Sachtleben, Berlin 325 Meichiorstr. 81.



Allem voran ist die Waschmaschine System „Krauss“, welche die Wäsche in der halben Zeit mit den halben Kosten kocht und zugleich gründlich reinigt. Broschüre gratis. Louis Krauss, Schwarzenberg No. 151 (Sa.)

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

45

46

47

48

49

50

51

52

53

54

55

56

57

58

59

60

61

62

63

64

65

66

67

68

69

70

71

72

73

74

75

76

77

78

79

80

81

82

83

84

85

86

87

88

89

90

91

92

93

94

95

96

97

98

99

100

101

102

103

104

105

106

107

108

109

110

111

112

113

114

115

116

117

118

119

120

121

122

123

124

125

126

127

128

129

130

131

132

133

134

135

136

137

138

139

140

141

142

143

144

145

146

147

148

149

150

151

152

153

154

155

156

157

158

159

160

161

162

163

164

165

166

167

168

169

170

171

172

173

174

175

176

177

178

179

180

181

182

183

184

185

186

187

188

189

190

191

192

193

194

195



Gold- u. Silberwaren

Wecker-Uhren m. Absteller v. M. 1,80
Nick-, Rem.-Uhr, 30 St., Werkv. M. 2,25
Echt silb. Remont.-Uhren v. M. 6,90
Echt silb. Damen-Uhren v. M. 6,75
Echt gold. Damenhalssketten
mit Schieber, 130 cm lang v. M. 12,50
Veraund gegen Nachnahme oder vorherige Einwendung. Risiko ausgeschl., dabei Nichtgefall. Geld retour.

Uhren aller Art

Julius Busse

Berlin 12, Grunenstr. 8/BK.
Reich illust. Katalog über alle Arten v. Uhren, Ketten, Gold-, Silber-, Nickel- u. Bronzewaren, optischen Instrumenten, photograph. Apparaten, Musikwerken, Leder- und Stahlwaren, Uhren - Fournituren und Werkzeug, gral. u. franko.

Optische Artikel

Kohl goldene Ringe . . . v. M. 1,20 an
Kaffeesserv., vernickl., 4-teil. v. M. 2,20
Tafelaufsätze, versilbert v. M. 2,40
Photographie-Albums . . . v. M. 1,-
Musik-Instrumente im Pian. v. M. 2,00
Operngläser mit Etui . . . v. M. 3,50
Wirklich billige u. anerkannt reelle Bezugsquelle für Wiederverkäufer, Uhrmacher und Händler.

Photogr. Apparate

Sommersprossen

entfernt nur Crème Aky gefährlos in wenigen Tagen. Nachdem Sie alles mögliches gescheitert sind, machen Sie einen letzten Versuch mit Crème Aky; es wird Sie nicht teuer! Goldene Medaillen Paris und London, Franko Nachnahme M. 4,45. Allein durch: Apotheke zum Eisernen Mann, Strassburg 4, Elsass.



VORTHEILHAFTSTE BEZUGSQUELLE

4-5 Pfg.-Cig. 100 St. 2,80 3,- 3,20 3,-
6-7 Pfg.-Cig. 100 St. 3,40 3,60 4,- 4,-
7-8 Pfg.-Cig. 100 St. 4,- 4,40 4,50 4,60 4,-
10 Pfg.-Cig. 100 St. 5,- 5,20 5,50 5,-
Garantie: Rückn. od. Tausch, daf. k. Risiko
Nachnahmesendungen ab 500 St. franko.

H. C. Albrecht, Cigarren-Fabrik
Kaiser Wilhelmstr. 49 (Albrechtshof)
Neueste illustrierte Preisliste gratis

Ein Herkules



(Nachdruck dieser Anzeige verboten.)

Dieses Buch senden wir auf Verlangen gratis und franko durch die Post an alle, die uns diese Annonce einsenden oder sich auf diese Zeitung beziehen. Bei persönlichem Besuch sind wir zu mündlicher Auskunft jederzeit gern bereit.

The Dr. Mac Laughlin Company

Berlin NW 58, Friedrichstr. 153 a.

Hamburg 93, Grosser Burstah 2/4.

und deren Anwendung.

Aufschluss hierüber gibt unser illustriertes Buch. Dasselbe berichtet ausführlich über die Heilkraft der

Elektrizität

und deren Anwendung.

kann nicht jeder sein, aber der Schwache, Energielose, der sich immer müde und matt fühlt, dem Glieder und Muskeln weh tun, und der von allerlei Beschwerden geplagt wird, die ein gesunder Mensch nicht kennt, kann kräftiger werden und sich wohler fühlen.

Gegen nur 2 Mk. Monatszahlung versende ich überallhin anerkannt vorzügliche

Musikwerke

selbstspielend und zum Drehen von 18 Mk. an. Reelle schriftl. Garantie. **Friedrich Riebe, Breslau 170**
Illustrierte Preisliste kostenfrei.

Lesen bringt Gewinn!
Gratis u. franko erhält jedermann meine neueste Prospekte üb. hochinteressante Lehrbücher und nützliche Bücher. Rüsten Sie eine Anfrage!

Max Wendel, Versandbuchhandl., Dresden R. 8

Hygienische Artikel

jeder Art, viele Neuheiten. Concurrinzlos billige Preise. Grosser illust. Katalog gratis u. fr. **Josef Maas & Co.**, Berlin 120 Oranienstr. 108. Größtes Haus d. Branche.

D. M.-G.-M. 150658.



m. Selbstlernsch., gelb. Selbstlernsch., La. Messingpl., 10 echte, fräst. Kling. Octavst. 3. Spiel. v. Sted., Läng. Märkisch., Zob. ic. i. gelegn., mögl. wunderb. Trill. u. Kompon. von. Eig. Fabrik., dah. n. 1/2 frei i. Haus. Tausend bereits verkaufd. Für Cat. mit 200 Abb. üb. o. Muf.-Inst. gr. u. fr. Franz E. Glass, Untersachsenberg 1 S. Nr. 8.



Für Eheleute!

Verlangen Sie ger. 50 St. (Briefm.) meine lehrrende Broschüre. **Frau Marie Rudolph.** = Versand hygienischer Waren, Dresden-Nr. 62, Zwingerstraße 8.



Händler und Hausierer

verlangt Preisliste üb. Sturm-, Bands-, Leders., Seifen u. alle einschl. Artikel von **Wilhelm Sonnenberg** (Sohn B. Rosenstein), Hamburg 1, Große Neumarkt 24. Spezial-En-groß-Geschäft nur für Händler, Hausierer u. Marktreisende. Versand überallhin gegen Nachnahme.



Musik-Instrumente u. Saiten

Großherausgebrachte Bezugsquelle direkt vom **Gustav Kreinberg**, Markneukirchen/S. 47

Nach jedem Bild fertige ein Kreideporträt, circa 1/2 Lebens-

größte illustrierte grauem Passpartout mit Goldschmitt 40/50 cm für M. 4,50. Künstlerische Ausführung. Mehlzeitlichkeit garantiert. Bild unbedingt zurück. Bitte Dankeskarten.

Streich reell. Keine Nachzahlung.

Auf Wunsch eleg. Rahmen von M. 4 an.

Franz Fischer, Kunstmaler, Berlin SO., Michaelkirchstr. 80, I.

Chomikarinnenschule, Halle a. d. S., Heinrichstrasse 1. — Prospekte gratis.

Die langen Abende treten nun allgemein in ihre Rechte. Wenn die Lampe wieder brennt und das Feuer im Ofen flüstert, dann werden auch die Beleuchtungen wieder aufgenommen, die geeignet sind, über die Langeweile der langen Winterabende hinwegzuhelfen. Was vorher hierzu aber wohl mehr geeignet als die Musikkästen? Darum wollen wir auch nicht lassen, gerade jetzt alle diejenigen unserer Leser, die sich für irgend ein Musikinstrument interessieren, auf die Firma Wilhelm Herwig in Markneukirchen hinzuweisen. In der genannten Stadt ist die Herstellung von Musikinstrumenten seit über 200 Jahren der Hauptwerbszweig. Herr Herwig, der nebenbei gefragt stichtiger Musiker ist und fast jedes Instrument selbst spielt, ist schon viele Jahre als Sieger einflussreicher Musikinstrumente jeder Art bekannt, und wenn also unsere Leser sich beim Kauf eines Musikinstruments an die Firma Wilhelm Herwig in Markneukirchen wenden, so werden sie dort gewiss bestrebt Bedienung erfahren.

Die Nähmaschine ist für weite Kreise unserer werktätigen Bevölkerung ein Lebensbedürfnis geworden. Kaufenden Personen ist sie die Grundlage zur Selbstständigkeit. Während in früheren Jahren sich nur die wohlhabenden Stände eine derartige Maschine zulegen konnten, ist sie neuerdings Gemeingut aller Klassen geworden. Zu dieser großartigen Verbreitung hat nicht zum wenigsten die bequeme Zahlungsweise das thrige beigetragen. Auch die Roland-Maschinen-Gesellschaft zu Köln ist dazu übergegangen, ihre bekannten Roland-Maschinen zu wohlfühlichen Preisen und außergewöhnlich günstigen Zahlungsbedingungen abzugeben, so daß die Anschaffung einer solchen Maschine allen Ständen nach Möglichkeit erleichtert wird. Einer großen Vorteil bietet die Roland-Maschinen-Gesellschaft noch insofern den Käufern, daß sie ihre wirklich erstklassigen Maschinen zu bedeutend billigeren Preisen als dieses bei anderen Händlern bei ähnlicher Zahlungsweise üblich ist, abgibt und noch die allergünstigsten Bindungen und Sicherstellungen abdeckt. Wir empfehlen den Lesern unserer Zeitung sich bei Anschaffung die neue Preisliste Nr. 288 kommen zu lassen, welche an jedermann kostenfrei versandt wird.

Umsonst

als Probe versende ich an die Leser dieses Blattes, denen meine Fabrikate noch unbekannt u. Nachbestellung einsenden können, ein hochstehendes

Tastenmesser

groß-prima Stahlstingen, f. Neusilber-Beschlag u. Kort. Leher. Für Porto und Verpackung sind 10 St. in Briefmarken bezüglich. Kaufpreis ohne Nachbestellung M. 1,20. Geboten Preis M. 2. An nicht gebrauchte Portionen werden Probestücke nicht verändert, daher Angabe des Standes erforderlich.

C. W. Gries, Solingen 5

Stahlwarenfabrik u. Versandhaus. Erstes und ältestes Geschäft am Platze.

Umsonst und franko versende ich an jedermann ohne Kaufzwang meinen neuesten Prachtatalog, enthalt. in reichster Ausführung alle Arten Solinger Stahlwaren. Wertzeuge für alle Handwerker, Haushaltungsartikel, Waffen, Sägen, Ledermaren, Schnitzläden, Uhren, optische Artikel, Pfauen, Musikinstrumente etc. Nicht gefallene Waren nehme zurück.

Vertreter erhalten zur Nekame stabile Halbrennstoff für A. m. Garantie. Decken M. 4, Schläuche 2,50, Sättel 1,50, bill. Deck. M. 3, Deut. 2,50, Schlüsse 1,50, Pfad. 4,00. Elekt. Lampen M. 1, Motorwagen M. 500. **Richard Bauer**, Küppersteg - Cöln.

Aufruf!

Schiturbart!

Keinen Bartwuchsmittel muss mancher sagen und schon vieles angetan; ich bitte Sie, versuchen Sie zum letzten Male noch mein "Colossal" zu haben. Sie sehn zutrauen, dann überlasse ich Ihnen eine kleine Probe franko, damit Sie sich von der Wirkung überzeugen können; in diesem Falle bitte mir Ihr Unkosten so & mit einzusenden.

P. Kochs Laboratorium für Haarpflege, Gelsenkirchen Nr. 245.

Die geschätzten Leser

bitten wir, bei Anfragen, Bestellungen von Preislisten und bei Aufträgen stets auf die „Neue Welt“ Bezug nehmen zu wollen.

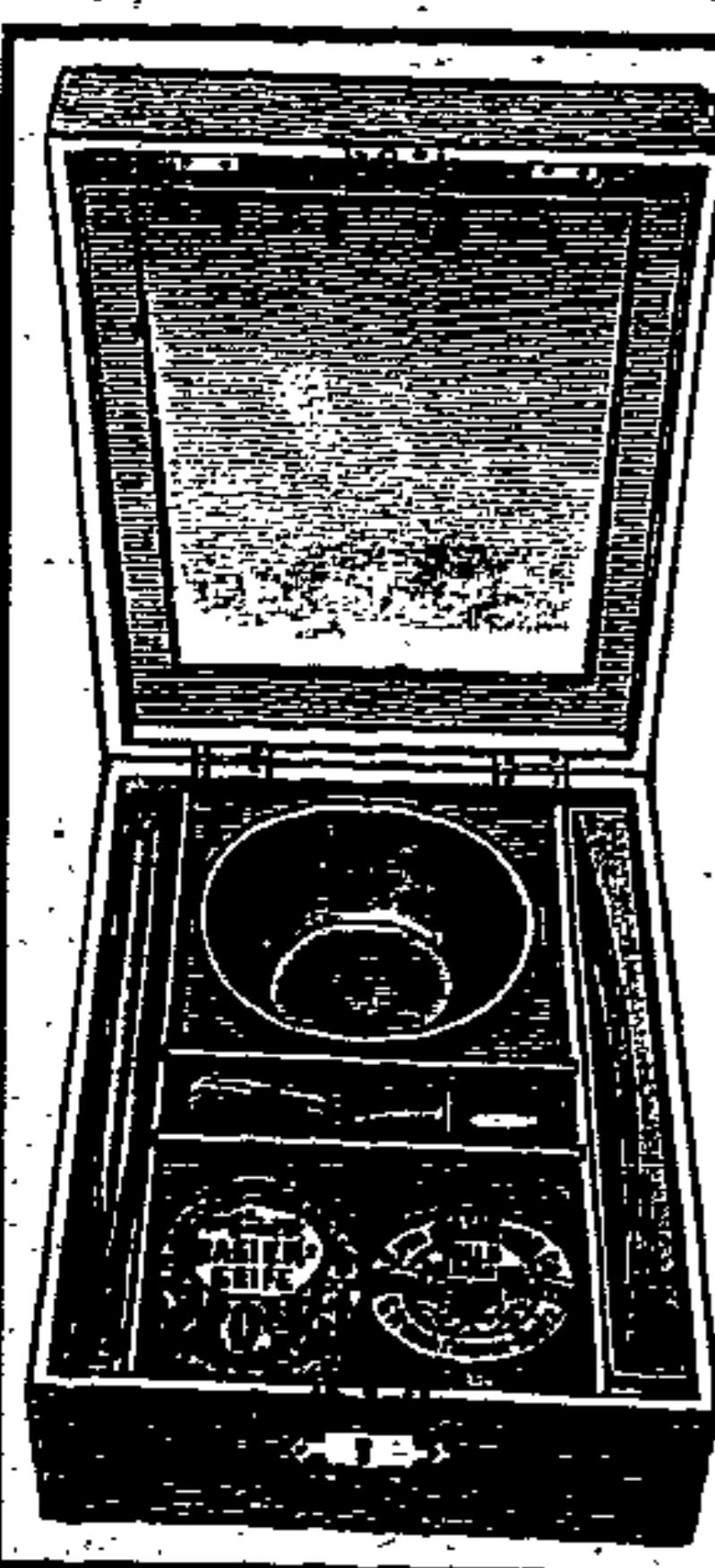
„Neue Welt“ Abteilung für Anzeigen

Honig

Delikater und billiger Brotbelag. Emaille-Eimer, netto 10 St. M. 3,50 unfrankiert. 3 Eimer franko. Vorzügliche gar. reine Cacaos & 110, 125, 145, 160 St. 9 St. franko. Gustav Krüger, Magdeburg 36, Bismarckstrasse 33.



Petroleum-Glühlicht!
Ohne Strumpf, ohne Lampenänderung, 50% Oelersparnis! Kein Dunstan. Preis pro Apparat M. 1,20 franko. Werksverkauf gesucht. Prospekt kostenlos. Max Goltz, Berlin NW 17, Louise-Ufer 50.



Fein polierter Holzkasten, verschließbar mit verstellbarem Rasierspiegel, enthaltend sämtliche Rasierutensilien:
1. Sicherheitsrasierapparat mit Anleitung oder auf Wunsch la. Silberstahl-Rasermesser,
2. ein guter Streichriemen,
3. eine Dose Schärfmasse,
4. eine Dose antis. Rasierseife,
5. ein Rasierpinsel,
6. eine vernickelte Rasierschale. Alles zusammen in Ja Qualität nur M. 3 gegen Mafin., Porto 50 St. Dieselben Garnituren in imit. Lederkarton ohne Spiegel mit Sicherheitsrasierapparat oder auf Wunsch la. Rasermesser zu M. 2,50, Porto 50 St. Illustrierter Katalog unserer Waren, zirka 4000 Gegenstände enthaltend, umsonst und portofrei. Stahlwarenfabrik u. Versandhaus E. von den Steinen & Cie., Wald bei Solingen 282.

Für den Inserenten verantwortlich: Rich. Cohen in Hamburg. — Druck und Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Quer & Co. in Hamburg.

ausbildungungen wehen dem Eintretenden entgegen. Eine wurmstichige, stell aufsteigende Holzstiege führt in oft gewagten Windungen zu den einzelnen Etagen empor, wo Kleinhändler, Marktleute und Subalternebeamte, die im Innern der Stadt angestellt sind, hausen.

In der unmittelbaren Nähe der Lafa-hete-Brücke ist eine Markthalle, eine glasüberdeckte Eisenkonstruktion, wie man sie heutzutage in fast allen Großstädten trifft. Hier spricht die Stadt am lautesten ihre Sprache, hier offenbart sie am ungemeisten ihren Charakter. Vom Rhôneschluz aus schlängeln in mächtigen Bogen Fischarten mit breitkämpigen Hälften und Fleischlederschuppen wunderlich geformte Fische in die Halle. Körbe voll Obst füllen die Markthäuser aus den am Kai verankerten Schiffen nach den einzelnen Verkaufsständen.

Man scherzt gern und viel bei der Arbeit, aber auch Schimpfworte hageln oft, wie nordische Aprilwetter, herauß.

Gegen zwölf Uhr schließt die Halle für das laufende Publikum ihre Pforten. Nur die Standinhaber verweilen noch ein wenig. Sie nehmen ihr Desjuner im Markthallen-Restaurant ein, in das auch andere Sterbliche, wenn sie daselbst speisen, Zutritt erlangen können. Auch ich aß hier ein billiges, gutes, aber wenig sauber serviertes Mittagessen.

Das Milieu bildete den Hauptkreis. Ein dicker Fischhändler saß mir zur Rechten, eine Gemüsehändlerin bildete mein Gegenüber und ein behäbiger Kleinschlächter, der auf alles schimpfte, hatte zu meiner Linken Platz genommen. Das Tischgespräch, das die Damen führten, war temperamentvoll und recht ungeniert. Die Jungen schlügen nur so gegen Gaumen und Lippen, und die lustigen Kleinglein der Salatverkäuferin verschwanden fast ganz, wenn sich beim Lachen die dicken Fleischpolster der roten Backen nach den Augenbrauen hin verschoben.

Als das Dessert gereicht wurde, ward es still in der Menge. Mademoiselle Minette sang.

Mademoiselle Minette ist die elfjährige Tochter

hochroter Nöckchen erhöht die Blässe des gepuderten Gesichtchens und die schwarzen Strümpfe und die loselten Stiefeletten erhöhen die Militanterie dieser chansonnette en miniature.

Und nun singt Minette. Ein fettes, fetches, echt Pariserisches Komplet. Wie das kleine Ding die Arme wirft. Was für grelle Lichter in diesen Kinderungen tanzen! Wie reif und voll diese Stimme ist!

Minette weiß, daß sie diesem Publikum gefällt. Ihre Lieder werden immer weniger wütlicherisch. Das Pathos wird von Strophe zu Strophe immer mehr auf ganz bestimmte Effekte gelegt. Um den Beifall, den Minette erhält, könnte sie manche Artistin von Bern bilden. Und Minette wird auch eine Artistin werden. Sie sieht es schon heute, daß sie das Zeug dazu hat. Und ihre auf ihr Kind sulze Mutter träumt schon heute von einer zweiten Yvette Guilbert . . .

Es war eine eigentümliche Stimmung: Der speisendustende Restaurantsraum, die fettigen, schmutzigen Tische, die dicken, Weißbrot fassenden Marktfrauen und das singende, frühreife Kind im roten Nöckchen, während grelle Mittagsonne in großen, gelben Flecken sich auf Fußboden und Wände gelegt hatte . . .

Wenn man über die Vincent-Brücke auf das rechte Saone-Ufer hinaübergeht, kommt man in die eigentliche Fabrikgegend. Hier klappern die Webstühle, hier rauschen die Schlote, hier trüben und vergiften die Abwasser der Färberereien das Wasser des Flusses.

Schmutzig und verwahrlost sieht diese Stadtgegend aus. Die Lyoner Textilbarone scheinen für ihre Arbeitslslaven ebenso wenig übrig zu haben, wie die Industrieritter anderer Großstädte. In dem einen gewaltigen Fabrikgebäude, das seine Längsseite dem Flusse

einer gattenlosen Geflügelhändlerin. Das dunkelblonde Mädchen trägt einen schwarzen Riesen hut über zwei lecker, wissenden Augen. Augenbrauen, Lippen und Wangen sind geschminkt. Das kurze,

zufehrt, sind kaum zehn Fensterscheiben ganz. Zwickig stecken die Scherben der Scheibentümmel in den kleinen Eisenquadrate. Hier und dort muß ein darüber geflecktes Stück Zeitungspapier den Zug abhalten.

Ein Geheimnis.

Nach dem Gemälde von Fritz Reiß.



Es ist gerade Feierabend. Die Arbeiter kommen die Höhen, die die Fabriken tragen, herunter. Ein bleiches, ausgemergeltes Proletariat. Kleine, bläre, durch Generationen hindurch verklommerte Männer, und Mädchen mit alten, welken Gesichtern und schlurfenden Schritten.

Ein Trupp von ihnen geht über die Brücke und nimmt seinen Weg nordwärts nach La Croix hinauf. Hier stehen die sechs- und siebenstöckigen Mietkasernen, die Häuser mit den Seitenflügeln und Quergebäuden, deren jedes seiner Bewohnerzahl nach eine kleine Stadt für sich bilden könnte. In diesen Straßen merkt man nichts von dem französischen Zweiklassensystem, das den Statistikern und Volkswirtschaftlern soviel Kopfszerbrechen macht. Hier winnelt es von Kindern, die kaum zur Notdurft beklebet sind und denen der Hunger aus den großen, schwarzen Augen schaut.

Das Glendsbild, das man in diesen Straßen zu sehen bekommt, hat nur einen französischen Rahmen; sonst unterscheidet es sich von denen, die deutsche Industriestädte bieten, in keiner Weise. Wer diese Gassen durchquert, bekommt augenfähr den Eindruck, als wäre der Nachricht von ganz Lyon in dieses eine Stadtviertel zusammengelegt. Und doch arbeitet auch hier der Besen des Straßenreinigers eben so fleißig, wie in den Distrikten, wo die besser Situierten wohnen.

Auf dem Place Bellecour, so recht im Herzen der Stadt, ist allabendlich Freikonzert. Bänke und Stühle umstehen die überdachte Erhöhung für die Musikanten. Hier promenieren dann alle Bevölkerungsschichten Lyons. Das Erfrischungsbistro neben dem Orchesterraum, oder die Cafés in den Häuserreihen, die den Platz einrahmen, sorgen für Eis, Wein oder Absinth.

Nach den Klängen der Musik liegen sich die Mädchen in den Hüften oder schlagen mit den zusammengefalteten Fächern den Takt. Da scheint die Sorge des Tages zerstattert und verslogen zu sein. Lachende Augen und scherende Lippen. Nur der Broz sitzt auf seinem „reservierten“ Stuhl. Wenn der Blick auf ihn fällt, weiß man, daß man sich noch immer nicht im sonnigen Süden befindet. —

Große Fabrikörser schließen einen Kreis um die Seidenmetropole. Dörfer mit großstädtischen Mietkasernen, in denen die Wohnungen und die Lebensmittel fast ebenso teuer sind wie in der Stadt, in denen aber der Baumgrund für die Fabrikanlagen bedeutend billiger als dort ist. Das sind Dörfer mit Einwohnerzahlen, die manche Departementsstadt im Süden Frankreichs nicht aufweisen kann. Dörfer, die ihre eigenen Zeitungen besitzen und in denen Warenhäuser modernsten Stils den Schuh loszuwerden suchen, den sie in Lyon selbst nicht an den Mann bringen können. Torwagen und elektrische Straßenbahnen verbinden diese Dörfer mit der industriellen Zentrale; manche sind auch Stationen der Eisenbahnlinien, die Lyon mit Genf, Marseille, St. Etienne, Paris oder Besançon verbinden.

Nebstock und Maulbeerbaum tragen ihre grünen Farben hinein in das ruhige Grau dieser Proletariestätten und der weiszgräue Staub der Landstraßen zieht sein helles Geäder durch diese Siebelungen mit den hohen Schloten, von denen die langen, schwarzen Rauchfahnen wehen.

Es bedarf eines guten Stück Weges, will man aus dem Baumkreise Lyons hinauskommen. Über die Straßen sind gut gepflastert und — von dem feinen, pulvartigen Staub abgesehen — nicht schlecht zu gehen. Der Rhonestrom gibt ein vorzügliches und spottbilliges Pflastermaterial. Die faustgroßen Kiesel, die er dauernd an seine Ilse rollt, werden weit ins Land hinein zu beiden Seiten der Landstraßen in Haufenreihen aufgeschichtet. Entstehen Löcher in den Chauffeuren, so werden sie von den zuständigen Gemeinden mit dem vorhandenen Material zugestopft und mit einem Betonmörtel übergossen.

*

Gelbe Kleidhände leuchten aus dem Rhoneuawasser heraus. Die mit Pappel- oder Erlengestrüpp bestandenen Auen sind selten. Bekommt man hier

und da eine zu Gesicht, so machen sie einen vertrockneten Eindruck. In gelben Flecken schimmern jetzt im Spätsommer oft ganze Blüschel weiter Blätter aus dem Grün heraus.

Die Rhone hat einen niedrigen Wasserstand. Frühjahr und Sommer brachten fast gar keinen Stieg. Da verkehren nur ganz kleine Dampfer auf ganz kurzen Strecken auf dem Strom. Nur langsam, behutsam tastend, geht es vorwärts. Gleich hinter Ovors kommt Vienne, die alte Hauptstadt der Allobroger, in Sicht. Dort, wo die Stadt liegt, wellen sich nur schwache Hügelreihen, am anderen Stromufer treten die weinreichen Berge des Lyonnais dicht an den Fluss heran.

Vienne ist die erste Rhonestadt mit antiken Fragmenten, die uns begegnet. Eine mehr als zweitausendjährige Kultur spricht uns in unzähligen, brüchelnden Relikten bei einem Rundgang durch dieses enge Gassennetz an. Und rings um die Stadt herum: Hügel mit Mauerruinen, mit zerfallenen Türmen und kaum noch erkennbaren Bogenwölbungen.

Von den Baudenkmalen aus der Römerzeit ist am besten erhalten der Tempel des Augustus und der Livia. Eine zwölfstufige, frontbreite Treittreppe führt zu diesem, durch seine schlichte Schönheit ehrfurcht gebietenden Marmorbau empor. Eine korinthische Säulenhalde empfängt den Besucher. Diese sechzehn Säulen flankieren den eigentlichen Tempelbau zu beiden Seiten und bilden seine Front. Sie haben eine Höhe von zehn Metern, während die Gesamthöhe des Tempels 27 Meter Länge, 15 Meter Breite und 17 Meter Höhe betragen. Die Attika und auch große Teile des sonstigen Tempelbaues sind von jenem hellen Braun überzogen, das weißer Marmor in südländischen, nicht mehr allzu großen Temperaturschwankungen ausgegesetzten Gegenden anzunehmen pflegt.

Den wunderbaren Eindruck, den dieser Tempelbau im Besucher hinterläßt und der sich immer mehr erhöht, je weiter man sich von dem Kunstwerk entfernt, muß man wohl in den auf ihre ästhetischen Wirkungen hin berechneten Dimensionen suchen. Eine Steinlage mehr in der Höhe oder in der Breite und der ganze vornehme Eindruck ginge verloren. Und nur eine Steinlage in den beiden genannten Dimensionen weniger, und das Bauwerk wirkte klein und nüchtern.

Der mitten im Häusermeer der Stadt gelegene Tempel ist von allen Seiten gut zu besichtigen. Ein Eisengitter wehrt Unbefugten den Eintritt, der nur zu bestimmten Tagesstunden gestattet ist.

Auch die Münzen eines antiken Theaters birgt Vienne in seinem Weichbild. Zwei Arkaden dieses Brachianes sind noch leidlich erhalten. Alles andere aber ist ein Trümmerfeld, ein Steinbruch, aus dem bis vor kurzem die Viennesen die Zierstücke für ihre Häuser holten.

Eine sechzehn Meter hohe Pyramide, Plan de l'Aiguille genannt, erhebt, noch fast unversehrt, ihr Haupt. Sie ist auf einem Portikus posiert, der zu einem antiken Zirkus gehört haben soll. Alle diese Bauwerke waren an einer breiten Heerstraße gelegen, deren Spuren den Norden hin man noch heute verfolgen kann. Schließlich spannten noch vier gewaltige Aquädukte ihre heute fast zur Unkenntlichkeit zerfallenen Bogen von den nahegelegenen Bergquellen zur Stadt herüber.

Der Grund und Boden, auf dem Vienne steht, mag noch Menschen bergen, das uns Kunde geben kann über die ehemalige Bedeutung dieser alten Stadt. Sieht man von dem Tempelbau, den Arkaden und der Pyramide ab, so hielte wohl mancher die zu Tage liegenden Münzen eher für einen Schutt-Hausen, als für die Tribünen einer untergegangenen Marmorherrschaft. Aber dennoch spricht noch heute aus diesen weißen, zusammengefügten Felsblöcken, mit denen der Boden weithin übersät ist, die einstige Größe und Macht des alten Römervolkes. Die Bauten des Mittelalters und der Neuzeit verschwinden und verblassen gegen diese Kolossalmonumente, in denen Kraft und Schönheit so wunderbar gepaart sind.

Die vulkanischen Berge von Bibracte rütteln sich am rechten Rhoneufer an. Kahles, gelbrotes Fels-

gestein, das nur an seinem Fuße Waldbildung und Wetuban duldet. In diesem Steinlabyrinth sprudelt die Quelle der Voie. Schmale, tiefengeschulte Felsentäler ziehen sich gen Westen, Steingeröll deckt ihre Sohle und der kahle Fels der Höhe wirkt den Sonnenstrahl doppelt erwärmt in die Schlucht.

Gegen Osten leicht gewelltes, reich belaubtes und lippig fruchttragendes Land. Die Edelkastanie breitet bereits ihr schattendes, dunkles Rankendach. Die Feigenbäume spreizen ihre weit ausgebüxteten Blätter. Der Mais geht der Weizen entgegen. Auch Tabak wird angebaut. An breiten Spallieren rauen Tomaten. Wo ein Blatt die Frucht bedekt, ist diese noch grün, aber nur ein paar Tage Sonne und wie Tener glüht es aus den dunkelgrünen Blättern hervor.

Dörfer und Städte gleiten vorüber. Ein Durchschiefergebeckte Häuschen um einen plumpen Kirchturm, dann eine größere Häuseransammlung. Eine Männer gegen den Fluss hin. Ein schlossartiges Gebäude auf einem fähn aufstrebenden Hügel. Condrieu, Servières, Andance, Salut-Battier, Tournou.

Vom Fluss aus sehen diese Orte bald aus wie weiße Steinhausen, bald wie Anhäufungen von Gärten, in deren Mitte jedesmal ein trautesches Heim gelegen ist. Die Steinhausen liegen nach den Gewässern zu, die Gartensiedlungen auf dem Hügelsteinrahm am linken Rhoneufer.

Zuletzt kommen Schlöte in Sicht. Vorstädte gruppieren sich um einen ruhigen Kern. Eine Brücke quer über den Fluss und ein geräumiger, gut im Stande gehaltener Hafen.

* * *

Balance ist ein echtes und rechtes Provinzstück. Wohl nirgends während meiner ganzen Fahrt habe ich langweiliger und ausgestorbenere Gassen gesehen. Kleine, niedrige Häuschen mit sehr vielen kleinen Rantionen und Cafés rahmen große Plätze ein, auf die eine glühend heiße Sonne herniederprallt. Diese Plätze gleichen eher militärischen Übungsterrains, als Marktplätzen; der eine im Zentrum der Stadt gelegene hat wohl gut eine Längsausdehnung von einem Kilometer.

Balance hat eine anschauliche Industrie: Keramikfabriken, Gießereien und Teigwarenbetriebe. Handel und Wandel scheint in Balance zu blühen. So kommt es denn, daß diese Stadt ein Eldorado für Geschäftstreisende ist; wenigstens glaube ich das aus einem Zettel schließen zu können, den ich am Hafen in die Hand gedrückt bekam. Neben sonstigen Anreisungen war auf diesem Zettel zu lesen; daß das „Hotel des Negociants“ für sechs Franks pro Tag volle Beete gebe und außerdem noch seinen Gästen einen Loußburschen frei zur Verfügung stelle.

Nichts Originelles bietet diese Stadt, wenn man von dem großen dreispitzartigen Gebäude absieht, das von einem faden Geschmack ist. Das kannen die alten Mütterchen, die auf freier Straße hinter den meterhohen Eisenöfen sitzen, in denen ein lustiges Holzkohlenfeuer flackert. Sie drücken eine an einer Kurbel befestigte Hohlkugel von Kopsgröße, in der Kaffee gebrannt wird. Man sieht sie fast immer nur in der Nähe von Restaurants und Hotels.

Ein Stück Weges die Rhone hinunter kommt man an einem eigenartigen Friedhof vorbei. Lebensbäume, drei bis vier Meter hoch, bilden eine lebende Hecke um diesen Platz der Toten. Baum ist dicht an Baum gepflanzt. Zwischen zwei hohen, ausgewachsenen Bäumen stehen immer ein paar verklommerte. Der Abstand zwischen den einzelnen Stämmen wird auf keinen Fall mehr als einen halben Meter betragen. Buchsbaum und wildes Myrtengestrüpp füllt die sich direkt über dem Gröbdoden bildenden Zwischenräume. Ein zerbrochenes Tor bildet den Eingang zum Innern des Friedhofes, den das dunkle Grün der Lebensbäume ernst und feierlich gegen die leuchtenden Farben des Himmels, des Flusses, der Berge und der Felder abhebt.

Die Gräber waren alt, ihre Krenze zerfallen . . .

(Schluß folgt.)

→ Der Colpatsch. ←

Erzählung von Ernst Prezang.

(Fortsetzung.)

In der Folge sah Frieda den jungen Schmied mit sonderbaren Augen an. Zwar hatte sie sich vor genommen, ihn überhaupt nicht mehr zu beachten, aber immer wieder überraschte sie sich dabei, wie ihre Blicke ihm folgten. Ein zwiespältiges Gefühl war dann in ihr, halb ärgerlich, halb wehmüsig. Teils reizte sein Wesen sie zum Lachen, teils machte es sie nachdenklich und bitter gegen sich selbst. Die überlegene Sicherheit war dahin.

Und auch über Kaspar war etwas Unsticheres gekommen. In allen seinen Handlungen, sobald er sich nur von dem kleinen Fenster aus gesehen glaubte, wirkte eine heimliche, unerledigte Furcht mit, sich lächerlich zu machen. So erhielten sie erst recht etwas Stiefes, Abgebrochenes und Unnatürliches, das ihm fröhler gewesen. Möllte er jetzt ein Rad über den Hof, dann nahm er beide Hände, weil er stets an das zerstörte Kellersfenster, an den zerbrochenen Baum und daran denken musste, daß sie ihm wiederholzt zugernsen hatte: „Ach, Sie alter Colpatsch!“ Andere hatten ihn schon ebenso genannt. Aber das war wie leerer Schall an ihm vorbeigegangen und hatte ihm höchstens ein Lächeln entlockt. Nun ärgerte es ihn furchtbar, wenn es einer sagte. Wiederholzt hatte er jetzt deshalb Streit mit seinen Arbeitskameraden. Die schüttelten die Köpfe und konnten sich's nicht zusammenreimen, wie unterschiedlich ein Mensch doch sein könne zwischen gestern und heute. Er fühlte es selber, daß da etwas Fremdes in ihm hineingekommen und seine Harmonie zerstört hatte. Überhaupt war er so gar nicht mehr einsig mit sich. Unzufrieden mitunter im höchsten Grade. Da zerrte und bis etwas an ihm herum, dem er nicht recht auf die Spur kommen konnte. Schließlich leistete es immer wieder hinüber zu dem kleinen Fenster, an dem die Stickerin saß. Teufel auch! Was ging sie ihm an! Und er ärgerte sich nachträglich, daß sie ihm wie einen Schulbuben angefahren und daß er es sich nicht rückweg verbieten habe. Jetzt lachte sie wohl noch heimlich über ihn und hing ihm im Stillen allerlei schöne Titel an.

War er in seinen Gedanken so weit, dann mußte er hinübersehen. Er mußte. Urplötzlich zuweilen brachte er sich am Amboss um, ihrem Gesichtsausdruck zu erforschen. Und begegneten sich dann ihre Blicke, so wurde er rot und verlegen und mußte sich schnell abwenden. Gleich darauf zog's ihn wieder zurück und dann sah er, daß sie es ganz verschieden aufnahm. Einmal lächelte sie und das andere Mal bengte sie sich tiefer auf ihre Arbeit, ehriger als vorher schaffend. Dann schien es ihm, als farbe sich ihr frisches Gesicht dunkler. War's Unmut über seine Bindunglichkeit oder was sonst?

Dem Kaspar wuchs die eigene Unbehaglichkeit allmählich über den Kopf und er trug sich schon mit dem Gedanken, die Arbeit aufzugeben und sich eine andere Werkstatt zu suchen; etwa, in der man nicht immerfort von dummen Mädeln beobachtet wurde. So sagte er sich. Aber jedesmal, wenn er zum Meister hinzutrete und seine Entschuldigung aussprechen wollte, dann hielt ihn etwas. Ja, das war genau so, als ob einer hinter ihm stünde und am Schürzfell zupfe. So unterblieb es. Aber Kaspar hatte keinen guten Tag, keine friedliche Stunde mehr.

* * *

Die alte Kastanie in dem kleinen, grünumzäunten Gärtnchen setzte dicke, braungelbe Blüten an. Am Friederbusch wurde das Blattwerk dichter und dichter und von den niedrigen Dächern ringsum pfiff, noch etwas zaghaft und dünn, der erste Frühling. Stegnete es in der Nacht bis tief in den Morgen hinein, dann stand zum Mittag blühend die Sonne über dem Hofe und vergoldete das alte Eisengerümpel, das verrostet überall umherlag. In solchen Stunden tat sich auch das Fenster der schlanken Stickerin auf, damit die milde Luft hereinwehe, und der blonde

Kopf zeichnete sich noch deutlicher am Fensterrahmen ab als sonst. Das sah Kaspar und es vermehrte und verstärkte seine Unruhe, denn jetzt würde sie ihn noch besser beobachten können als vorher. Zwar, das mit dem spöttischen Lächeln hatte sich gegeben, wenigstens bemerkte er es nur noch selten. Aber etwas anderes war da, von dem er sich keine Nechenschaft geben konnte: etwas wie Nachdenklichkeit und stiller Trauer. Der Blick wurde kurz und ernst und schien es eilig zu haben, wieder auf den Stickerrahmen zurückzukehren. Und oft sah er prilsend ein ganzes Weichen hinüber, ohne daß sie auch nur den Kopf hob. Hatte Kaspar eben im Innern gehabt, daß zu viel von Ihrem Interesse sich auf ihn richtete könne, so machte ihn jetzt ganz und gar der Gedanke unglaublich, sie klimmerte sich überhaupt nicht mehr um ihn. Gleichgültigkeit? Ja! Kaspar zuckte säh zusammen, als dieser Gedanke ihm auffloß. Wo war er nur in seiner dünnen Erbildung hingeraten? Wie ein heller, blendender Schimmer, der die Dinge plötzlich in ganz neuer Beleuchtung zeigte, glug's durch seinen Kopf, und in der Brust spürte er etwas wie einen tiefen, schmerzlichen Stich.

Was quälte er sich nur überhaupt fortwährend mit Vorstellungen, die alles auf das Mädchen bezogen, die hin und her gingen zwischen Amboss und Fenster den ganzen Tag, während sie unbekümmert an ihren farbigen Blumen und Bügeln schuf, ohne an ihn zu denken, ihn, den Colpatsch!

Das war wie eine überwältigende Erkenntnis, die alles grob niedertrat, was sich in den letzten Monaten unbemerkt an schönen Illusionen in ihm aufgebaut. Wie waren diese Erbildungen nur hoch gewachsen, so unklar und verworren, so ganz ohne Willen und Bewußtsein. Jetzt trat's ihm deutlich vor Augen, durch den Schmerz gebläht, jetzt, da es fortgerissen wurde mit einem Schlag von keiner neuen Aussöhnung der Dinge.

Eine große Wütterkeit ergriff ihn. Wütterkeit gegen das Mädchen, Wütterkeit hauptsächlich gegen sich selbst, weil er sich so lange mit törichten Erbildungen garnarrt hatte. Genarrt, ja! „Colpatsch!“ sagte eine Stimme in ihm. Und er schlug ergrimmmt auf das glühende Eisen, das ein anderer mit der Zange hielt.

Kaspar sah nichts um sich her, hämmerte nur blind und wild auf das Eisen, bis das rote Metall unter einem schleunen Schlag aus der Zange sprang.

„Colpatsch!“ schrie der andere und fuhr zur Seite.

Kaspar stand in bleicher, zitternder Wut und hob den Hammer.

„Kaspar!“ schrie eine Stimme vom kleinen Fenster her, in demselben Augenblick, als der Meister hinzutrat und ihn am Arm packte. „Was ist denn in den Kaspar gefahren?“ Er sah ihn erstaunt an wie einen plötzlich von Verstand Bekommenen.

Und die anderen sammelten sich um ihn, schen, verwundert, fragend. Kaspar hatte den Hammer gleich nach dem Schrei zur Seite geworfen. Jetzt sah er vor sich nieder und strich sich mit der schwarzen Faust über die Stirn: „Ich weiß nicht, Meister. Es kam so über mich.“

Es war ihnen allen, als stünde da plötzlich ein Fremder vor ihnen.

Sie verwunderten sich noch, als ein Knecht durch das Hoftor hereintrat, eine fuchsrote Stute am Halfter führend. Das Tier bänkte sich und tanzte wie in Lebhaft und feuriger Kraft.

„Wird ein Stück Arbeit werden, die zu besohlen,“ meinte der Knecht und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Kommt grad' paßrecht,“ erwiderte der Meister. „Wir haben hier einen, der nicht mehr weiß, wohin mit seiner Courage. Kaspar!“

Dem zitterte noch tiefe Erregung innen und stechende Scham, daß er sich so vergessen. Aber er bezwang sich und machte sich mit an das Werk.

Mit den Vorderhufen hatten sie weniger Mühe, aber als sie darangingen, die Eisen an die Hinterfüße zu bringen, war's, als sei der Teufel in die rote Stute gefahren. Das war ein Schrecken und Herzerreben, ein Herunterzucken auf einem Fleck, daß sie alle miteinander unvorsichtig wurden und der Meister sagte:

„Auch dem Kaspar gelingt's heut's nicht.“

Das reizte ihn. Er nahm alle Kraft zusammen, um ruhig zu sein. Aber die Hände, welche dem Pferde jetzt den Hals klopften, zitterten, und die Blicke, welche die Wildheit des Tieres bauen sollten, irrten unruhig hinüber zum Fenster, an dem aufgerichtet die Stickerin stand.

Mit Spannung in den Augen und einem halben Lächeln harzte sie, sein altes Kunststück erwartend. In Kaspars Ohren klang noch der Schrei von vorhin; er wußte nicht, was er davon denken sollte; Verwirrung und Scham erfüllten ihn ganz — „Colpatsch“, wieder fiel ihm das Wort ein, ja, das dachte sie gewiß jetzt —

In Kaspar brach plötzlich von neuem die Wut auf und stieg ihm bis zum Halse. Er gab der störrischen Stute einen Haustschlag ins Hinterteil und tat, was er nie getan hatte bisher: mit fächer, gewaltsamer Hand griff er nach dem Hinterbein des Pferdes.

Eine Sekunde zappelte die Stute wie in eiserner Klammer, dann tat sie einen gewaltigen Sprung und schlug mit beiden Hinterfüßen aus . . .

„Kaspar!“ Wieder schrie es vom Fenster her, doch angstvoller als vorhin.

Niemals hörte darauf. Alle Hände griffen nach Kaspar, der langgestreckt auf dem Rücken lag, leise ächzend, mit halbgeschlossenen Augen. Man wollte ihn aufrichten; es gelang nicht.

„Ach Gottesswillen!.... Ich... ich... Kaspar! Kaspar!“ Frieda rang die Hände und wollte an den Verletzten.

Man schob sie zur Seite.

„Das Luder hat ihn gerade vor die Brust getroffen, Fräulein,“ erklärte ihr ein Geselle.

Und ein anderer sagte: „Weißt auch der Teufel, was der Kaspar heut' im Koppe hatte!“

Dann brachten sie den Verunglückten auf einer Tragbahre ins Krankenhaus.

* * *

„Es schickt sich eigentlich nicht,“ Frieda's Mutter schüttelte nachdenklich den grauen Kopf, „daß Du ihn besuchen willst.“

„Im Krankenhaus, Mutter!“

„Ja, ja. Aber Du kennst ihn kaum, und es gibt womöglich ein dummes Gerede hinterher. Du bist doch auch ganz unbeteiligt an der Sache.“

„Nein.“ Frieda sah die Mutter sehr ernst an. „Ich glaube nicht. Weißt Du, was ich glaube? Dass ich überhaupt ganz allein schuld bin an dem Unglück!“

„Das heißt!“ Die Mutter lehrte sich in einer schnellen Wendung zu ihr. „Sege Dir nur keine Spinnen in den Kopf, Frieda.“

„Ja. Ich glaub's ganz gewiß. Es war ganz genau so wie damals mit dem Rad — weißt Du noch? Als Kaspar es in's Kellersfenster rollen ließ? Ja! Dieselbe Geschichte.“

„Hm.“ Die Mutter sah merkwürdig gespannt auf. „Erzähle.“

„Es ist nicht viel zu erzählen. Ich stand am Fenster hier und blickte neugierig zu ihm hinüber; ob er's wohl fertig bringt? dachte ich. Und dann sah er auf, herüber zu mir, und im nächsten Augenblick war's geschehen.“

„Hm! Du hastest ihn also behext, meinst Du?“

„Ach Gott, behext!“ Frieda wurde rot. „Ich sah eben einfach hinüber . . .“

„Ja, ja, und er sah herüber . . . und so kam es.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Ein Geheimnis.

(In unserem Albo.)

Stehen im Winkel, wo's keiner sieht,
Zwei, und werden des Plauschens nicht müd'.

"Ein Geheimnis... Sollt's keinem sagen,
Kann's aber nicht allein für mich tragen.
Einem muss ich mich anvertrauen,
Dass er mein Glück soll hören, soll schauen!
Wirst auch nicht plaudern?"

Nun beugt sie sich vor,
Tuschelt und zischelt der Freundin ins Ohr.
Hält noch die Hand gekrümmt an den Mund,
Dass keinem Lauscher ein Wort werde kund.

Und dem Mädel, dem sie's vertraut,
Lachend der Schalk aus den Augen schaut.
Die hat, ist sie auch jung noch an Jahren,
Doch schon manch Liebes und Leides erfahren.
Stützt auf den Besenstiel beide Hände,
Schweigt, und erwartet lächelnd das Ende. —

Ein Geheimnis zwischen den Zwei'n?
Wird wohl sicher was Liebes sein... *

Das Licht. Sobald ich meine Lampe ausgelöscht und mich zu Bett gelegt hatte, erschien auch der helle, goldig schimmernde Fleck an der mir gegenüberliegenden Wand und warf einen matten Dämmerstreifen in das dunkle Zimmer. Am Anfang glaubte ich, es sei der Widerschein eines glimmenden Streichholzes in der Zigarrenschale oder der Glut des noch glühenden Lampendochtes. Aber der lebhafte erlebte ganz, und weder im Aschebecher noch sonst auf dem Tisch war irgend ein Funken zu entdecken. Der helle Fleck blieb. Ich schloss die Augen, zwingender Müdigkeit nachgebend. Doch nur ein Weilchen. Dann lockte wieder der Schimmer von der gegenüberliegenden Wand, riss die Lider auf und setzte mein Nachdenken in Bewegung. Ich "Ach, auf, auf, kleiner! reppert du unten, stützt zu viel Spiegel; wahrscheinlich fängt er das Licht auf. Dem Spiegel in fast gerader Linie gegenüber befindet sich das Fenster. Es ist geöffnet und von seinem Vorhang verhüllt. Der Schein wird also vom Hofe kommen. Vom Hofe? Jetzt? Die Turmuhr hatte längst zwölf langsame, zitternde Schläge in die Nacht gesandt. Die Laterne auf dem Hofe musste schon vor Sturzen gelöscht sein und auch das Treppenlicht brannte keine Minute länger als bis zehn Uhr. Im Hause schien alles mäuschenstill, im tiefsten Schlafe. Bis auf mich, den der schimmernde Fleck nicht zur Ruhe kommen ließ. Unbeweglich, ein waches Auge, hafte er dort an der Wand und ließ mich nicht los.

Ich musste ans Fenster treten. Im gegenüberliegenden Flügel des Hintergebäudes, vom Erdboden bis fast hinauf zur Dachrinne, reichte sich ein dunkles Fenster an das andere. Der Hof lag schweigend, finster wie ein tiefer, geheimnisvoller Schacht. Nur von einem Punkte der schwachen Mauer dort drüber, um eine Etage tiefer gelegen, als mein Zimmer, ging es wie ein schmales Lichtweg, wie eine helle Brücke, aus dampfenden Strahlen gebildet, schräg hinauf zu mir. Ein einziges Fenster schnitt sich in jüngerer Helle aus der dunklen Wand. Und hinter diesem wachten noch Menschen.

Dort saß ein Mann unter einer hellen Lampe, den Kopf vorüber auf den Tisch geneigt, und schrieb. In atemloser Hast schrieb er. Während die rechte Hand, unwillig fast über den Außeninhalt, die Feder in das Tintenfäß stieß, griff die linke von einem aufgestapelten Haufen eiligst ein Blatt Papier oder ein Kuvert. Dann flog die Feder mit rasender Schnelligkeit darüber hin — eine Handbewegung, schob das beschriebene Blättchen zur Seite; wieder griff die linke nach dem Stapel, wieder eilte die Feder — und so fort in unaufhaltsamer, maschinennähiger Hast. Zurmer ließ sich das scharfgeschliffene Gesicht des Schreibers, der dünne, hellblonde Spitzbart berührte schon den Tisch, breiter legten die Arme sich auf und zuweilen stockte die schreibende Hand — einen Moment nur; dann trieb ein gewaltiger Entschluß sie wieder vorwärts.

Und noch eine andere Hand sah ich. Die führte den Löschker über die beschriebenen Blätter, stapelte sie sorgfältig abseits von neuem auf, zählte sie und notierte sich's auf einem weißen Bogen... .

Bam — bam. Zwei Schläge der Turmuhr. Der Mann hinter dem Fenster horchte auf, legte die

Feder hin und lehnte sich aufatmend in den Stuhl zurück. Die Hände der Frau verschwanden im Dunkel des Zimmers. Gleich darauf sind sie wieder da und stellen zwei Gläser auf den Tisch. Goldgelbes Bier gießen sie hinein; ein schmales, lächelndes Gesicht erscheint im Lichtkreis der Lampe und nicht dem Manne zu, während die Hand ihm ein Glas entgegenhebt. Einen Augenblick Erholung, Pause, Geniesen. Dann gleiten die Blicke des Mannes zu dem Stoß Papier, nervös blättert die Linse daran herab, die Feder stößt von neuem ins Tintenfäß und der Löschker wiegt sich auf den Blättern.

Wir wurde kohl. Ich legte mich wieder ins Bett, die Augen auf den hellen Fleck gerichtet. Und plötzlich war es mir, als hätte ich das Gesicht jener Frau schon einmal gesehen. Bei Tageslicht freilich. Über es waren dieselben, schmalen, blassen Wangen, von schwarzen Locken umrahmt, dieselben geohrten Augen mit den dunklen Schatten im Winkel...

Nebenan, beim Kaufmann war's. "In Petroloum sind Sie meine beste Kundin, Frau Richter," hatte der gesagt. "Bei Ihnen geht die Lampe wohl nicht aus?"

"In der Stadt nicht. Der Tag ist so kurz, Herr Beckmann, so furchtbar kurz. Viel zu kurz für unsrinnen. Ach Gott, wenn Sie wüssten, wieviel Aufdruck mein Mann schreibt mir, ehe das liebe bisschen Leben dabei herauskommt! Und dann geben Sie mir bitte drei Pfund Reis und zwei Pfund Erbsen..."

"Ja, ja." Der Kaufmann nickte, während er eiligst hin- und hersprang, weil noch eine andere Kundin wartete. "Und nun noch das Bier, nicht wahr, Frau Richter?"

"Ja, eine Flasche. Die braucht mein Mann in der Nacht. Sonst hält er's nicht aus. O, es schmeckt ihm ausgezeichnet! Und er teilt's noch mit mir, der Gute!"

"Es ist eines unserer renommiertesten Biere," sagte der Kaufmann mit Würde. Und zu der anderen Kundin, als die blonde Frau gegangen: "Ja, ja! Wie schwer sich manche Leute quälen müssen! Und kaum das Leben dabei, kaum das Leben!"

"Na, wer noch Bier trinken kann..."

Nacht für Nacht erscheint der goldig schimmernde Fleck in meinem Spiegel. Wenn ich schlaflos liege und die Turmuhr schlägt zwei, dann ist's mir, als tanze ein schmales, lächelndes Gesicht in dem Lichtkreis an der Wand auf, ein Gesicht, das einem anderen lächelnd zünkt und ihm das Glas entgegenhebt: "Auf bessere Zeiten, Lieber..." — s. v.

Pfeffer für die deutsche Kaiserkrone. Der Pfeffer, dieses trok seiner Schneidigkeit im Beissen verbreitete aller Gewürze, der treue Kamerad des Salzes auf dem Tisch der Armee wie Stechen, in dessen Geburtsland wir gern unsere Feinde und auch manchmal gute Freunde wünschen, spielte in früheren Jahrhunderten, als ihm andere Gewürze noch weniger Konkurrenz machten, eine noch weit bedeutendere Rolle als gegenwärtig. Schon im Altertum brachten ihn die Araber aus Ostindien in Massen nach Ägypten und Sogdiana, von wo er zu den Griechen, Byzantinern und Römern kam. Als der berühmte Gotenkönig Alarich 409 Rom einzunahm, legte er der Stadt, nebst ungeheuren Geldsummen eine Abgabe von 3000 Pfund Pfeffer auf. In Deutschland nannte man späterhin eine hochgradige Liebhaberei für den Pfeffer verbreitet. Bereits im 12. Jahrhundert wurde er von Wiener, Augsburger, Nürnberger, Ulmer Kaufherren massenhaft mit anderen indischen Gewürzen aus Italien eingeführt, und diese "Pfeffersäße", wie sie von den Kaufleuten spöttisch genannt wurden, erwirken damit kolossale Reichstümmer, so daß sie oft die Ehre hatten, von Kaiser und Fürsten eingespielt zu werden.

Im 14. und 15. Jahrhundert war in Deutschland der Pfeffer vielfach ein Ernahmmittel für bares Geld. Privilegien wurden mit Pfeffer erkaufst, Steuern und Stromabgaben in Pfeffer entrichtet, die städtischen Behörden mit Pfeffer besoldet, durchreisende Fürsten und ihre Stanzler mit Pfeffer beschenkt.

Sogar die versetzte Krone des "heiligen römischen Reiches deutscher Nation" wurde einmal mit Pfeffer ausgelöst. Die große Augsburger Chronik erzählt nämlich von dem Schluß des Reichstages des Kaisers Sigismund (1410—37) vom Jahre 1434: Als zur Abreise aus Augsburg alle Instanzen gestroffen waren, gebrach es an Geld, die Kosten der Hofhaltung zu berichtigen. Der Kaiser entdeckte seine Geldverlegenheit seinen lieben Getreuen, dem Kämmerer und Rat, die aber keine Lust hatten, in die eigenen ohnehin durch den Krieg schon stark er-

leichterten Kassen zu greifen, und es auch nicht general standen, daß Generalvesen für ein Darlehen in Anspruch zu nehmen. Der Kämmerer Generalvesen, obwohl drei anderen Mitverwaltern des Generalvesen erboten sich jedoch, 1600 Gulden vorzuschreiben unter der Bedingung eines hinfälligen Unterpfandes. Notgedrungen mußte sich Seine Kaiserliche Majestät entschließen, in den sauren Apfel zu beißen und mittels Beschreibung, datiert aus Augsburg am St. Michaelstag — 29. September — (im Archiv des Staatsarchivs zu München aufbewahrt), einen Teil seines Silbergeschäfers und selbst seine Kaiserkrone zu veräußern und mit geleerten Koffern in den ersten Tagen des Oktober des ebenso guten als fürsichtigen Stadt Augsburg den Rücken zu teilen. In den letzten Tagen des Jahres kam ein habensicher Kommissarius und verlangte die eingeforderten Pfänder zu lösen. Da er aber nicht hinkünftlich mit klugender Wünze versehen war, bot er Pfeffer statt Geldes an.

Die Augsburger gingen nolens volens darauf ein. In der Stadtrechnung findet sich der Vermerk: "Unser Herr, der Kaiser, ist hier schuldig gewesen 1642 Rheinische Gulden; dafür hat er meinem Herrn gute Pfand gesetzt. Auf das haben meine Herren gute Pfand gekauft, an dem Pfeffer ist verloren worden 10 Pfund, 6 Schillinge, 28 Pfennig."

Theorie und Experiment. Dem englischen Physiker Michael Faraday hat die moderne Elektrotechnik sehr viel zu verdanken, die wichtigsten Grundätze der Elektrizitätslehre sind von diesem Forscher gefunden worden. Faraday war Autodidakt; vom Buchbinderehrling arbeitete er sich zum Assistenten für Chemie an der Royal Institution in London empor und wurde im Jahre 1827 sogar zum Professor und Leiter desselben Instituts ernannt. Was er in dieser Stellung geleistet hat, steht einzig in der Geschichte der Naturforschung da, nicht nur durch die unmittelbare große Bedeutung seiner Entdeckungen an sich, sondern noch mehr durch die Schlüsse, die er daraus zog; sie waren so eigenartig und tief, daß er nur bei einer ganz geringen Anzahl seiner Zeitgenossen volles Verständnis dafür fand. Durchaus eigenartig war auch die Form, in der Faraday seine Ergebnisse und ihre Resultate beschrieb; mathematische Formeln verschmähte er ganz und gar, nur in Worten sprach er aus, was die Natur ihm offenbarte, aber in Worten so klar und bestimmt, daß man sie direkt in die Sprache des Mathematikers übersetzen kann. Sein Hauptwerk, worin er die auf dem Gebiete der Elektrizitätslehre gefundenen Forschungsergebnisse beschreibt, sind die "Experimentaluntersuchungen über Elektrizität".

Interessant und grundlegend für die Forschung aller späteren Zeiten ist die Bewertung des Experiments, wie sie Faraday in diesem Werk ausdrückt. Er stellte im Jahre 1850 Versuche darüber an, ob es nicht möglich sei, die Schwerkraft der Erde direkt zur Erzeugung von Elektrizität zu verwenden, und zwar in der Weise, daß er Spulen, die aus zahlreichen Windungen besponnenen Kupferdrähten verstanden und mit ihren Enden durch lange biegsame Drähte mit einem Mechanismus für schwachere elektrische Ströme verbunden waren, aus großer Höhe herabfallen ließ in der Hoffnung, daß dadurch elektrische Ströme erzeugt würden, die das Meßinstrument dann anzeigen sollte. Aber wie die Versuche auch angestellt wurden, sie blieben erfolglos. Die meisten der damals lebenden Forscher hätten nach diesem Mißerfolg wohl den Schluß gezogen, daß die Heraussetzung des Versuches falsch sei, daß kein Zusammenhang zwischen der Schwerkraft und der Elektrizität besteht. Doch Faraday schätzte seine theoretischen Erwägungen höher ein als das Experiment. Er sagt darüber in seinem Experimentalum zu:

"Hier enden meine Versuche; die Resultate sind negativ. Aber sie bringen meinen festen Glauben an einen Zusammenhang der Schwerkraft und Elektrizität nicht ins Wanken, obgleich sie keinen Beweis für solch einen Zusammenhang liefern."

Späteren Forschungen haben dann gezeigt, daß Faradays Glaube richtig war; man kann durch geeignete Vorrichtungen alle Energieformen in einen einwandeln, auch die Energie der Schwerkraft in elektrische. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstrasse 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.